

Heilige Monika, Mutter des Heiligen Augustinus, Zeugin der Hoffnung

Eine Frau von unerschütterlichem Glauben, deren fruchtbare Tränen von Gott nach siebzehn langen Jahren erhört wurden. Ein Vorbild für die ganze Kirche als Christin, Ehefrau und Mutter. Eine Zeugin der Hoffnung, die sich im Himmel in eine mächtige Fürsprecherin verwandelte. Don Bosco selbst empfahl Müttern, die unter dem wenig christlichen Leben ihrer Kinder litten, sich ihr im Gebet anzuvertrauen.

In der großen Galerie der Heiligen, die die Geschichte der Kirche geprägt haben, nimmt die heilige Monika (331-387) einen einzigartigen Platz ein. Nicht wegen spektakulärer Wunder, nicht wegen der Gründung religiöser Gemeinschaften, nicht wegen bedeutender sozialer oder politischer Unternehmungen. Monika wird vor allem als Mutter erinnert und verehrt, die Mutter des Augustinus, des unruhigen jungen Mannes, der dank ihrer Gebete, ihrer Tränen und ihres Glaubenszeugnisses zu einem der größten Kirchenväter und Kirchenlehrer des katholischen Glaubens wurde.

Doch ihre Figur auf die mütterliche Rolle zu beschränken, wäre ungerecht und reduzierend. Monika ist eine Frau, die ihr gewöhnliches Leben – Ehefrau, Mutter, Gläubige – auf außergewöhnliche Weise zu leben wusste, indem sie den Alltag durch die Kraft des Glaubens verklärte. Sie ist ein Beispiel für Ausdauer im Gebet, Geduld in der Ehe, unerschütterliche Hoffnung angesichts der Abwege ihres Sohnes.

Die Nachrichten über ihr Leben stammen fast ausschließlich aus den *Bekanntnissen* des Augustinus, einem Text, der keine Chronik, sondern eine theologische und spirituelle Lesart der Existenz ist. Doch auf diesen Seiten zeichnet Augustinus ein unvergessliches Porträt seiner Mutter: nicht nur eine gute und fromme Frau, sondern ein authentisches Modell christlichen

Glaubens, eine „Mutter der Tränen“, die zur Quelle der Gnade werden.

Die Ursprünge in Tagaste

Monika wurde 331 in Tagaste, einer Stadt in Numidien, dem heutigen [Souk Ahras](#) in Algerien, geboren. Es war ein lebhaftes Zentrum, geprägt von römischer Präsenz und einer bereits verwurzelten christlichen Gemeinde. Sie stammte aus einer wohlhabenden christlichen Familie: Der Glaube war bereits Teil ihres kulturellen und spirituellen Horizonts.

Ihre Erziehung war geprägt vom Einfluss einer strengen Amme, die sie zu Nüchternheit und Mäßigung erzog. Der heilige Augustinus wird über sie schreiben: *„Nicht ihre, sondern deine Gaben in ihr will ich preisen. Denn sie hatte sich ja nicht selbst erschaffen oder erzogen; du hast sie erschaffen, und weder Vater noch Mutter wußten, was aus ihrem Kinde werden würde. Es unterwies sie in deiner Furcht die Zucht Jesu Christi, das Walten deines einzigen Sohnes in einem gläubigen Hause, das ein gutes Glied deiner Kirche war.“* (Bekenntnisse IX, 8, 17).

In denselben *Bekenntnissen* erzählt Augustinus auch eine bedeutsame Episode: Die junge Monika hatte sich angewöhnt, kleine Schlucke Wein aus dem Keller zu trinken, bis eine Dienerin sie tadelte und sie „Trunkenboldin“ nannte. Dieser Tadel genügte ihr, um sich endgültig zu bessern. Diese scheinbar unbedeutende Anekdote zeigt ihre Ehrlichkeit, ihre eigenen Sünden zu erkennen, sich korrigieren zu lassen und in Tugend zu wachsen.

Im Alter von 23 Jahren wurde Monika mit Patricius verheiratet, einem heidnischen Stadtbeamten, der für seinen cholerischen Charakter und seine eheliche Untreue bekannt war. Das Eheleben war nicht einfach: Das Zusammenleben mit einem impulsiven und vom christlichen Glauben entfernten Mann stellte ihre Geduld auf eine harte Probe.

Doch Monika verzweifelte nie. Mit einer Haltung der Sanftmut und des Respekts wusste sie das Herz ihres Mannes allmählich

zu gewinnen. Sie antwortete nicht hart auf Wutausbrüche, schürte keine unnötigen Konflikte. Mit der Zeit trug ihre Beständigkeit Früchte: Patricius bekehrte sich und empfing die Taufe kurz vor seinem Tod.

Monikas Zeugnis zeigt, wie Heiligkeit nicht unbedingt in aufsehenerregenden Gesten zum Ausdruck kommt, sondern in der täglichen Treue, in der Liebe, die schwierige Situationen langsam zu verwandeln weiß. In diesem Sinne ist sie ein Vorbild für viele Ehefrauen und Mütter, die Ehen leben, die von Spannungen oder Glaubensunterschieden geprägt sind.

Monika als Mutter

Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Augustinus, Navigius und eine Tochter, deren Name uns nicht bekannt ist. Monika schenkte ihnen all ihre Liebe, aber vor allem ihren Glauben. Navigius und die Tochter folgten einem geradlinigen christlichen Weg: Navigius wurde Priester; die Tochter schlug den Weg der geweihten Jungfräulichkeit ein. Augustinus hingegen wurde bald zum Mittelpunkt ihrer Sorgen und Tränen. Schon als Junge zeigte Augustinus eine außergewöhnliche Intelligenz. Monika schickte ihn zum Rhetorikstudium nach [Karthago](#), in dem Wunsch, ihm eine glänzende Zukunft zu sichern. Doch zusammen mit den intellektuellen Fortschritten kamen auch die Versuchungen: Sinnlichkeit, Weltlichkeit, schlechte Gesellschaft. Augustinus nahm die manichäische Lehre an, überzeugt, dort rationale Antworten auf das Problem des Bösen zu finden. Außerdem begann er, ohne zu heiraten, mit einer Frau zusammenzuleben, mit der er einen Sohn, Adeodatus, hatte. Die Abwege des Sohnes veranlassten Monika, ihm die Aufnahme in ihr Haus zu verweigern. Doch deshalb hörte sie nicht auf, für ihn zu beten und Opfer darzubringen: *„Tag und Nacht brachte meine Mutter blutenden Herzens für mich ein Tränenopfer dar“* (Bekenntnisse V, 7,13) und sie *„weinte, mehr als sonst die Mütter über den leiblichen Tod ihrer Kinder weinen“* (Bekenntnisse III, 11,19).

Für Monika war es eine tiefe Wunde: Der Sohn, den sie im Schoß

Christus geweiht hatte, ging verloren. Der Schmerz war unbeschreiblich, aber sie hörte nie auf zu hoffen. Augustinus selbst wird schreiben: *„Hätte dieser Schlag das Herz meiner Mutter getroffen, sie wäre nie davon genesen. Denn mit Worten kann ich es nicht ausdrücken, wie ihr Herz für mich schlug und wie ihre Bekümmernis um meine geistige Wiedergeburt weit größer war als bei meiner leiblichen Geburt.“* (Bekenntnisse V, 9,16)

Es stellt sich spontan die Frage: Warum ließ Monika Augustinus nicht sofort nach der Geburt taufen?

Tatsächlich war die Kindertaufe, obwohl bereits bekannt und praktiziert, noch keine universelle Praxis. Viele Eltern zogen es vor, sie auf das Erwachsenenalter zu verschieben, da sie sie als „endgültige Waschung“ betrachteten: Sie befürchteten, dass, wenn der Getaufte schwer sündigen würde, das Heil gefährdet wäre. Außerdem hatte Patricius, noch Heide, kein Interesse daran, seinen Sohn im christlichen Glauben zu erziehen.

Heute sehen wir deutlich, dass dies eine unglückliche Wahl war, da die Taufe uns nicht nur zu Kindern Gottes macht, sondern uns auch die Gnade schenkt, Versuchungen und Sünde zu überwinden.

Eines steht jedoch fest: Wäre er als Kind getauft worden, hätte Monika sich und ihrem Sohn so viel Leid erspart.

Das stärkste Bild von Monika ist das einer Mutter, die betet und weint. Die *Bekenntnisse* beschreiben sie als unermüdliche Frau, die bei Gott für ihren Sohn Fürsprache einlegt.

Eines Tages beruhigte sie ein Bischof von Tagaste – nach einigen derselbe Ambrosius – mit Worten, die berühmt geblieben sind: *„Geh, der Sohn so vieler Tränen kann nicht verloren gehen“*. Dieser Satz wurde Monikas Leitstern, die Bestätigung, dass ihr mütterlicher Schmerz nicht umsonst war, sondern Teil eines geheimnisvollen Gnadenplans.

Hartnäckigkeit einer Mutter

Monikas Leben war auch eine Pilgerreise auf den Spuren des

Augustinus. Als der Sohn beschloss, heimlich nach Rom aufzubrechen, scheute Monika keine Mühe; sie gab die Sache nicht verloren, sondern folgte ihm und suchte ihn, bis sie ihn fand. Sie erreichte ihn in Mailand, wo Augustinus einen Lehrstuhl für Rhetorik erhalten hatte. Dort fand sie in dem heiligen Ambrosius, dem Bischof der Stadt, einen geistlichen Führer. Zwischen Monika und Ambrosius entstand eine tiefe Harmonie: Sie erkannte in ihm den Hirten, der ihren Sohn führen konnte, während Ambrosius ihren unerschütterlichen Glauben bewunderte.

In Mailand eröffnete die Predigt des Ambrosius Augustinus neue Perspektiven. Er gab den Manichäismus allmählich auf und begann, das Christentum mit neuen Augen zu sehen. Monika begleitete diesen Prozess schweigend: Sie drängte nicht, verlangte keine sofortigen Bekehrungen, sondern betete und unterstützte ihn und blieb ihm bis zu seiner Bekehrung zur Seite.

Die Bekehrung des Augustinus

Gott schien sie nicht zu erhören, aber Monika hörte nie auf zu beten und Opfer für ihren Sohn darzubringen. Nach siebzehn Jahren wurden ihre Bitten endlich erhört – und wie! Augustinus wurde nicht nur Christ, sondern auch Priester, Bischof, Kirchenlehrer und Kirchenvater.

Er selbst erkennt es an: *„Aber du, waltend in der Höhe und das Hauptziel ihrer Wünsche erhörend, kümmerst dich nicht um ihren augenblicklichen Wunsch, um aus mir zu machen, was ihr stetes Flehen war.“* (Bekenntnisse V, 8,15)

Der entscheidende Moment kam im Jahr 386. Augustinus, innerlich gequält, kämpfte gegen Leidenschaften und den Widerstand seines Willens. In der berühmten Episode im Garten von Mailand, als er die Stimme eines Kindes hörte, das *„Tolle, lege“* („Nimm, lies“) sagte, öffnete er den Römerbrief und las die Worte, die sein Leben veränderten: *„Zieht den Herrn Jesus Christus an, und heget nicht für das Fleisch Fürsorge zu Begierlichkeiten“* (Röm 13,14).

Das war der Beginn seiner Bekehrung. Zusammen mit seinem Sohn Adeodatus und einigen Freunden zog er sich nach Cassiciacum zurück, um sich auf die Taufe vorzubereiten. Monika war bei ihnen, teilhabend an der Freude, endlich die Gebete so vieler Jahre erhört zu sehen.

In der Osternacht des Jahres 387 taufte Ambrosius in der Kathedrale von Mailand Augustinus, Adeodatus und die anderen Katechumenen. Monikas Tränen des Schmerzes verwandelten sich in Tränen der Freude. Sie blieb weiterhin in seinem Dienst, so dass Augustinus in Cassiciacum sagen wird: *„Sie kümmerte sich um uns, als wäre sie die Mutter aller, und diente uns, als wäre sie die Tochter aller“*.

Ostia: die Ekstase und der Tod

Nach der Taufe bereiteten sich Monika und Augustinus auf die Rückkehr nach Afrika vor. In [Ostia](#), während sie auf das Schiff warteten, erlebten sie einen Moment intensivster Spiritualität. Die *Bekenntnisse* erzählen von der Ekstase von Ostia: Mutter und Sohn, an einem Fenster stehend, betrachteten gemeinsam die Schönheit der Schöpfung und erhoben sich zu Gott, die Seligkeit des Himmels vorauskostend.

Monika wird sagen: *„Mein Sohn, ich für meine Person werde an nichts mehr Freude empfinden. Was ich nun hier noch tun soll und warum ich hier bin, weiß ich nicht, da ich von dieser Zeitlichkeit nichts mehr erhoffe. Nur um dich vor meinem Tode als katholischen Christen zu sehen, wollte ich einzig und allein noch eine Zeitlang am Leben bleiben. Über mein Hoffen hinaus bat Gott mir meine Bitte erfüllt, da ich dich jetzt als seinen Knecht erblicke, der aller irdischen Glückseligkeit entsagt hat. Was tue ich nun noch hier?“* (Bekenntnisse IX, 10,11). Sie hatte ihr irdisches Ziel erreicht.

Einige Tage später erkrankte Monika schwer. Als sie das Ende nahen fühlte, sagte sie zu ihren Kindern: *„Begrabet diesen Leib, wo ihr wollt; machet euch um ihn keine Sorge. Nur darum bitte ich: gedenket meiner am Altare Gottes, wo ihr auch seid“*. Das war die Zusammenfassung ihres Lebens: Ihr war der Ort der Bestattung nicht wichtig, sondern die Verbindung im

Gebet und in der Eucharistie.

Sie starb im Alter von 56 Jahren am 12. November 387 und wurde in Ostia begraben. Im 6. Jahrhundert wurden ihre Reliquien in eine versteckte Krypta in derselben [Kirche Sant'Aurea](#) überführt. Im Jahr 1425 wurden die Reliquien nach Rom in die [Basilika Sant'Agostino in Campo Marzio](#) überführt, wo sie noch heute verehrt werden.

Das spirituelle Profil Monikas

Augustinus beschreibt seine Mutter mit wohlüberlegten Worten:
„[...] ihrem Äußeren nach ein Weib, aber mit männlichem Glauben mit der Sicherheit des Alters, der Liebe einer Mutter und der Gottseligkeit einer Christin [...]“. (Bekenntnisse IX, 4, 8).

Und weiter:

„[...]einer keuschen und eingezogen lebenden Witwe [...] Sie gab fleißig Almosen, war deinen Heiligen gefällig und dienstbar, versäumte keinen Tag das Opfer an deinem Altare, kam regelmäßig zweimal am Tage, früh und morgens, in die Kirche, nicht eitlen Klatsches und müßiger Altweibergeschichten wegen, sondern damit sie dich in deinem Worte hörte und du sie in ihrem Gebete. Hättest du die Tränen einer solchen Frau, die dich nicht um Silber und Gold, nicht um irgendein veränderliches und flüchtiges Gut, sondern um das Seelenheil ihres Sohnes anflehte, hättest du sie, dessen Gnade sie so geschaffen hat, verachten und ihr deinen Beistand verweigern können? Nein, o Herr, gewiß nicht, sondern du warst ihr nahe, erhörtest sie und handeltest nach der Ordnung, die du deinem Wirken vorherbestimmt hattest.“ (Bekenntnisse V, 9,17).

Aus diesem augustinischen Zeugnis geht eine Figur von überraschender Aktualität hervor.

Sie war eine Frau des Gebets: Sie hörte nie auf, Gott um das Heil ihrer Lieben anzurufen. Ihre Tränen werden zum Modell beharrlicher Fürbitte.

Sie war eine treue Ehefrau: In einer schwierigen Ehe antwortete sie nie mit Groll auf die Härte ihres Mannes. Ihre Geduld und Sanftmut waren Werkzeuge der Evangelisierung.

Sie war eine mutige Mutter: Sie verließ ihren Sohn in seinen Abwegen nicht, sondern begleitete ihn mit zäher Liebe, fähig, den Zeiten Gottes zu vertrauen.

Sie war eine Zeugin der Hoffnung: Ihr Leben zeigt, dass keine Situation hoffnungslos ist, wenn sie im Glauben gelebt wird.

Die Botschaft Monikas gehört nicht nur dem 4. Jahrhundert an. Sie spricht auch heute noch, in einem Kontext, in dem viele Familien Spannungen erleben, Kinder sich vom Glauben entfernen, Eltern die Mühe des Wartens erfahren.

Den Eltern lehrt sie, nicht aufzugeben, zu glauben, dass die Gnade auf geheimnisvolle Weise wirkt.

Christlichen Frauen zeigt sie, wie Sanftmut und Treue schwierige Beziehungen verwandeln können.

Jedem, der sich im Gebet entmutigt fühlt, bezeugt sie, dass Gott erhört, auch wenn die Zeiten nicht mit unseren übereinstimmen.

Es ist kein Zufall, dass viele Verbände und Bewegungen Monika zur Schutzpatronin der christlichen Mütter und der Frauen gewählt haben, die für ihre vom Glauben entfernten Kinder beten.

Eine einfache und außergewöhnliche Frau

Das Leben der heiligen Monika ist die Geschichte einer einfachen und zugleich außergewöhnlichen Frau. Einfach, weil sie im Alltag einer Familie gelebt wurde, außergewöhnlich, weil sie vom Glauben verklärt wurde. Ihre Tränen und Gebete haben einen Heiligen geformt und durch ihn die Geschichte der Kirche tiefgreifend beeinflusst.

Ihr Gedenktag, der am 27. August, am Vorabend des Festes des heiligen Augustinus, gefeiert wird, erinnert uns daran, dass Heiligkeit oft durch verborgene Ausdauer, stilles Opfer und Hoffnung, die nicht enttäuscht, geht.

In den Worten des Augustinus, die er an Gott für seine Mutter richtete, finden wir die Zusammenfassung ihres geistlichen Erbes: *„Ich kann nicht genug sagen, wie sehr meine Seele ihr, mein Gott, zu Dank verpflichtet ist; aber du weißt alles. Vergilt ihr mit deiner Barmherzigkeit, was sie dich mit so*

vielen Tränen für mich bat“ (Bekenntnisse IX, 13).

Die heilige Monika hat durch die Ereignisse ihres Lebens das ewige Glück erreicht, das sie selbst definierte: *„Das Glück besteht zweifellos im Erreichen des Ziels, und man muss darauf vertrauen, dass wir durch einen festen Glauben, eine lebendige Hoffnung und eine glühende Liebe dorthin geführt werden können“ (Das Glück 4,35).*

Die Hirtin, die Schafe und Lämmer (1867)

Im folgenden Abschnitt erzählt Don Bosco, der Gründer des Oratoriums von Valdocco, seinen Jugendlichen einen Traum, den er zwischen dem 29. und 30. Mai 1867 hatte und am Abend des Dreifaltigkeitssonntags erzählte. In einer unendlichen Ebene werden Herden und Lämmer zur Allegorie der Welt und der Jugendlichen: üppige Wiesen oder trockene Wüsten stellen Gnade und Sünde dar; Hörner und Wunden prangern Skandal und Unehre an; die Zahl „3“ kündigt drei Hungersnöte an – spirituell, moralisch, materiell –, die diejenigen bedrohen, die sich von Gott entfernen. Aus der Erzählung entspringt der eindringliche Appell des Heiligen: die Unschuld zu bewahren, durch Buße zur Gnade zurückzukehren, damit jeder Jugendliche sich mit den Blumen der Reinheit kleiden und an der Freude teilhaben kann, die der gute Hirte versprochen hat.

Am Sonntag der Heiligen Dreifaltigkeit, dem 16. Juni, an dem Fest, an dem Don Bosco vor sechsundzwanzig Jahren seine erste Messe gefeiert hatte, warteten die Jugendlichen sehnsüchtig auf den Traum, dessen Erzählung er am 13. angekündigt hatte. Sein brennendes Verlangen galt dem Wohl seiner geistlichen Herde,

und stets waren ihm die Ermahnungen und die Versprechen aus Kapitel XXVII, Vers 23-25 des Buches der Sprichwörter Maßstab: Diligenter agnosce vultum pecoris tui, tuosque greges considera: non enim habebis iugiter potestatem: sed corona tribuetur in generationem et generationem. Aperta sunt prata, et apparuerunt herbae virentes, et collecta sunt foena de montibus... (Schaue fleißig nach, wie dein Vieh aussieht, und gib auf deine Herde acht; denn Wohlstand bleibt dir nicht immer, oder wird die Krone von Geschlecht zu Geschlecht verliehen? Werden die Fluren frei, so erscheint frisches Grün und Gras wird von den Bergen gesammelt, Sprichwörter 27,23-25). Mit seinen Gebeten bat er darum, genaue Kenntnis seiner Schafe zu erlangen, die Gnade zu haben, sie aufmerksam zu bewachen, ihre Obhut auch nach seinem Tod zu sichern und sie mit leichten und bequemen geistlichen und materiellen Nahrungsmitteln zu versorgen. Nach den Abendgebeten sprach also Don Bosco wie folgt:

In einer der letzten Nächte des Monats Maria, am 29. oder 30. Mai, lag ich im Bett und konnte nicht schlafen, dachte an meine lieben Jugendlichen und sagte zu mir selbst:

– Oh, wenn ich nur etwas träumen könnte, das ihnen nützen würde!

Ich dachte eine Weile nach und beschloss:

– Ja! Jetzt will ich einen Traum für die Jugendlichen haben!

Und siehe da, ich fiel in einen Schlaf. Kaum hatte mich der Schlaf ergriffen, fand ich mich in einer riesigen Ebene wieder, die von einer unermesslichen Anzahl großer Schafe bedeckt war, die in Herden auf weitläufigen Wiesen grasten, so weit das Auge reichte. Ich wollte mich ihnen nähern und suchte den Hirten, erstaunt darüber, dass es auf der Welt jemanden geben konnte, der so viele Schafe besaß. Ich suchte eine kurze Zeit, als ich vor einem Hirten stand, der sich auf seinen Stock stützte. Sofort stellte ich ihn zur Rede und fragte ihn:

– Wem gehört diese so zahlreiche Herde?

Der Hirte gab mir keine Antwort. Ich wiederholte die Frage und dann sagte er:

– Was willst du wissen?

– Und warum, fügte ich hinzu, antwortest du mir so?

– Nun, diese Herde gehört ihrem Herrn!

Ihrem Herrn? Das wusste ich bereits, dachte ich bei mir. Aber ich fuhr laut fort:

– Wer ist dieser Herr?

– Lass dich nicht stören, antwortete mir der Hirte: Du wirst es erfahren.

Dann durchstriefte ich mit ihm das Tal und begann, die Herde und die gesamte Region zu untersuchen, in der sie umherstriefte. Das Tal war an einigen Stellen mit reichem Grün bedeckt, mit Bäumen, die breite Blätter mit schönen Schatten ausbreiteten, und mit frischesten Gräsern, von denen sich schöne und blühende Schafe ernährten. An anderen Stellen war die Ebene karg, sandig, voller Steine mit dornenbewehrten Sträuchern ohne Blätter und mit gelblichen Unkräutern, und es gab nicht einen Halm frischen Grases; und doch gab es auch hier viele andere Schafe, die grasten, aber in jämmerlichem Zustand.

Ich stellte meinem Anführer verschiedene Fragen zu dieser Herde, und er, ohne auf meine Fragen zu antworten, sagte mir:

– Du bist nicht für sie bestimmt. An diese musst du nicht denken. Ich werde dich zu der Herde führen, um die du dich kümmern musst.

– Aber wer bist du?

– Ich bin der Herr; komm mit mir und schau dort drüben.

Und er führte mich an einen anderen Ort der Ebene, wo Tausende und Abertausende von Lämmern waren. Diese waren so zahlreich, dass sie nicht gezählt werden konnten, aber so mager, dass sie kaum gehen konnten. Die Wiese war trocken und karg und sandig, und es war kein Halm frischen Grases, kein Bach zu sehen; nur einige vertrocknete Sträucher und verdorrte Büsche. Jede Weide war vollständig von den Lämmern zerstört worden.

Auf den ersten Blick war zu sehen, dass diese armen Lämmer, die mit Wunden bedeckt waren, viel gelitten hatten und immer noch litten. Seltsam! Jedes hatte zwei lange, dicke Hörner, die ihm aus der Stirn wuchsen, als wären sie alte Widder, und

an der Spitze der Hörner hatten sie ein „S“-förmiges Anhängsel. Verwundert stand ich ratlos da, als ich dieses seltsame Anhängsel von so neuartiger Art sah, und es ließ mir keine Ruhe, warum diese Lämmer bereits so lange und dicke Hörner hatten und bereits so früh ihre gesamte Weide zerstört hatten.

– Wie kommt das? sagte ich zum Hirten. Sind diese Lämmer noch so klein und haben bereits solche Hörner?

– Schau, antwortete er; beobachte.

Als ich genauer hinsah, bemerkte ich, dass diese Lämmer an allen Körperteilen, am Rücken, am Kopf, an der Schnauze, an den Ohren, an der Nase, an den Beinen, an den Klauen viele „3“ in Ziffern eingestanzelt hatten.

– Was bedeutet das? rief ich. Ich verstehe nichts.

– Wie, verstehst du nicht? sagte der Hirte: Höre also zu und du wirst alles erfahren. Diese weite Ebene ist die große Welt. Die grasbewachsenen Orte sind das Wort Gottes und die Gnade. Die kargen und trockenen Orte sind die Orte, wo das Wort Gottes nicht gehört wird und wo nur versucht wird, der Welt zu gefallen. Die Schafe sind die erwachsenen Menschen, die Lämmer sind die Jugendlichen, und für diese hat Gott D. Bosco gesandt. Dieser Teil der Ebene, den du siehst, ist das Oratorium, und die dort versammelten Lämmer sind deine Kinder. Dieser so karge Ort stellt den Zustand der Sünde dar. Die Hörner bedeuten die Schande. Der Buchstabe „S“ bedeutet Skandal. Sie gehen durch ein schlechtes Beispiel zugrunde. Unter diesen Lämmern gibt es einige, die gebrochene Hörner haben; sie waren skandalös, aber jetzt haben sie aufgehört, Skandale auszulösen. Die Zahl „3“ bedeutet, dass sie die Strafe der Schuld tragen, das heißt, dass sie drei große Hungersnöte erleiden werden: den geistlichen, den moralischen und den materiellen Hunger. 1. Der Hunger nach geistlicher Hilfe: Sie werden um diese Hilfe bitten und sie nicht erhalten. 2. Hunger nach dem Wort Gottes. 3. Hunger nach materiellem Brot. Dass die Lämmer alles gefressen haben, bedeutet, dass ihnen nichts anderes als die Schande und die Zahl „3“ bleibt, das heißt, die Hungersnöte. Dieses Schauspiel

zeigt auch die gegenwärtigen Leiden vieler Jugendlicher in der Welt. Im Oratorium haben auch diejenigen, die es nicht verdienen würden, nicht an materiellem Brot Mangel.

Während ich lauschte und alles beobachtete, als wäre ich vergesslich, siehe da, ein neues Wunder. All diese Lämmer veränderten ihr Aussehen!

Als sie sich auf die Hinterbeine erhoben, wurden sie groß und nahmen alle die Form von ebenso vielen Jugendlichen an. Ich näherte mich, um zu sehen, ob ich einen von ihnen kannte. Es waren alles Jugendliche aus dem Oratorium. Viele hatte ich noch nie gesehen, aber alle erklärten, sie seien Kinder unseres Oratoriums. Und unter denen, die ich nicht kannte, waren auch einige wenige, die sich derzeit im Oratorium befinden. Es sind diejenigen, die sich nie D. Bosco vorstellen, die nie zu ihm gehen, um Rat zu holen, die ihn meiden: kurz gesagt, diejenigen, die Don Bosco noch nicht kennt! Die überwältigende Mehrheit der Unbekannten war jedoch von denen, die noch nie im Oratorium waren oder sind.

Während ich mit Bedauern diese Menge beobachtete, nahm mich derjenige, der mich begleitete, an der Hand und sagte:

– Komm mit mir und du wirst andere Dinge sehen! – Und er führte mich in eine abgelegene Ecke des Tals, umgeben von kleinen Hügeln, umgeben von einer Hecke aus üppigen Pflanzen, wo eine große grüne Wiese war, die fröhlichste, die man sich vorstellen kann, gefüllt mit allerlei duftenden Kräutern, übersät mit Wildblumen, mit frischen Wäldern und klaren Wasserläufen. Hier fand ich eine weitere sehr große Anzahl von Kindern, alle fröhlich, die sich mit den Blumen der Wiese ein äußerst vages Gewand gebildet hatten oder gerade bildeten.

– Zumindest hast du diese, die dir große Trost spenden.

– Und wer sind sie? fragte ich.

– Sie sind diejenigen, die in der Gnade Gottes sind.

Ah! Ich kann sagen, dass ich noch nie so schöne und strahlende Dinge und Personen gesehen habe, noch hätte ich mir solche Pracht vorstellen können. Es ist nutzlos, dass ich versuche, sie zu beschreiben, denn es wäre eine Verschwendung, das zu sagen, was unmöglich zu beschreiben ist, ohne es zu sehen. Mir

war jedoch ein noch überraschenderes Schauspiel vorbehalten. Während ich mit immensem Vergnügen diese Jugendlichen betrachtete und unter ihnen viele sah, die ich noch nicht kannte, fügte mein Führer hinzu:

– Komm, komm mit mir und ich werde dir etwas zeigen, das dir noch größere Freude und Trost spenden wird. – Und er führte mich auf eine andere Wiese, die mit noch schöneren und duftenderen Blumen als den bereits gesehenen übersät war. Sie hatte das Aussehen eines fürstlichen Gartens. Hier sah ich eine Anzahl von Jugendlichen, nicht so groß, aber von so außergewöhnlicher Schönheit und Pracht, dass sie die zuvor bewunderten in den Schatten stellten. Einige von ihnen sind bereits im Oratorium, andere werden später hierher kommen.

Der Hirte sagte mir:

– Diese sind diejenigen, die die schöne Lilie der Reinheit bewahren. Diese sind noch mit dem Gewand der Unschuld bekleidet.

Ich schaute entzückt. Fast alle trugen auf dem Kopf eine Krone aus Blumen von unbeschreiblicher Schönheit. Diese Blumen bestanden aus vielen winzigen Blüten von erstaunlicher Zartheit, und ihre Farben waren von einer Lebhaftigkeit und Vielfalt, die bezauberten. Mehr als tausend Farben in einer einzigen Blume, und in einer einzigen Blume sah man mehr als tausend Blumen. Zu ihren Füßen fiel ein Gewand von strahlender Weißheit, das ebenfalls ganz mit Girlanden von Blumen durchzogen war, ähnlich denen der Krone. Das bezaubernde Licht, das von diesen Blumen ausging, hüllte die gesamte Person ein und spiegelte in ihr die eigene Fröhlichkeit wider. Die Blumen spiegelten sich gegenseitig und die der Kronen in denen der Girlanden, wobei jeder die Strahlen reflektierte, die von den anderen ausgestrahlt wurden. Ein Strahl einer Farbe, der sich mit einem Strahl einer anderen Farbe brach, bildete neue, verschiedene, funkelnde Strahlen, und so wurden mit jedem Strahl immer neue Strahlen reproduziert, sodass ich niemals hätte glauben können, dass es im Himmel einen so vielfältigen Zauber gibt. Das ist noch nicht alles. Die Strahlen und die Blumen der Krone der einen spiegelten sich in

den Blumen und den Strahlen der Krone aller anderen: ebenso die Girlanden, und der Reichtum des Gewandes der einen spiegelte sich in den Girlanden, in den Gewändern der anderen. Die Pracht des Gesichts eines Jugendlichen, die zurückprallte, verschmolz mit der des Gesichts der Gefährten und reflektierte sich hundertfach auf all diesen unschuldigen und runden Gesichtern, sodass sie so viel Licht erzeugten, dass sie das Auge blendeten und es unmöglich machten, darauf zu schauen.

So sammelten sich in einem einzigen die Schönheiten aller Gefährten mit einer Harmonie des Lichtes, die unaussprechlich war! Es war die zufällige Herrlichkeit der Heiligen. Es gibt kein menschliches Bild, um auch nur schwach zu beschreiben, wie schön jeder dieser Jugendlichen inmitten dieses Ozeans von Pracht wurde. Unter diesen bemerkte ich einige besonders, die jetzt hier im Oratorium sind, und ich bin mir sicher, dass, wenn sie auch nur den zehnten Teil ihrer gegenwärtigen Schönheit sehen könnten, sie bereit wären, das Feuer zu erleiden, sich in Stücke schneiden zu lassen, kurz gesagt, allem grausamsten Martyrium entgegenzugehen, um sie nicht zu verlieren.

Kaum konnte ich mich von diesem himmlischen Schauspiel erholen, wandte ich mich an den Führer und sagte zu ihm:

– Aber sind unter so vielen meiner Jugendlichen so wenige Unschuldige? Sind so wenige, die die Gnade Gottes nie verloren haben?

Der Hirte antwortete mir:

– Wie? Scheint dir diese Zahl nicht groß genug? Übrigens können diejenigen, die das Unglück hatten, die schöne Lilie der Reinheit und damit die Unschuld zu verlieren, ihren Gefährten in der Buße folgen. Siehst du dort? Auf dieser Wiese gibt es noch viele Blumen; nun, sie können sich eine Krone und ein wunderschönes Gewand weben und den Unschuldigen in der Herrlichkeit folgen.

– Schlage mir noch etwas vor, was ich meinen Jugendlichen sagen kann! fügte ich dann hinzu.

– Wiederhole deinen Jugendlichen, dass, wenn sie wüssten, wie kostbar und schön in den Augen Gottes die Unschuld und

Reinheit ist, sie bereit wären, jedes Opfer zu bringen, um sie zu bewahren. Sage ihnen, dass sie Mut fassen sollen, diese reine Tugend zu praktizieren, die die anderen in Schönheit und Pracht übertrifft. Denn die Keuschen sind diejenigen, die *crescunt tanquam lilia in conspectu Domini* (wie Lilien vor dem Herrn wachsen).

Ich wollte dann zu meinen lieben, so vage gekrönten Jugendlichen gehen, aber ich stolperte über den Boden, wachte auf und fand mich im Bett.

Meine Kinder, seid ihr alle unschuldig? Vielleicht gibt es unter euch einige, und an diese richte ich meine Worte. Verlieren Sie um Himmels willen nicht so ein unschätzbares Gut!! Es ist ein Reichtum, der so viel wert ist wie der Himmel, so viel wie Gott! Hättet ihr nur sehen können, wie schön diese Jugendlichen mit ihren Blumen waren. Das Gesamtbild dieses Schauspiels war so, dass ich alles auf der Welt gegeben hätte, um diesen Anblick noch einmal zu genießen, ja, wenn ich Maler wäre, wäre es mir eine große Gnade, irgendwie das zu malen, was ich sah. Wenn ihr die Schönheit eines Unschuldigen kennt, würdet ihr euch jeder noch so schmerzhaften Mühe unterziehen, sogar bis zum Tod, um den Schatz der Unschuld zu bewahren.

Die Zahl derjenigen, die in die Gnade zurückgekehrt waren, brachte mir zwar großen Trost, doch hoffte ich, dass sie noch viel größer sein würde. Und ich war sehr erstaunt, einige zu sehen, die jetzt hier dem Aussehen nach gute Jugendliche zu sein scheinen und dort lange und dicke Hörner hatten...

D. Bosco endete mit einer warmen Ermahnung an diejenigen, die die Unschuld verloren haben, sich fleißig zu bemühen, die Gnade durch Buße zurückzugewinnen.

Zwei Tage später, am 18. Juni, trat D. Bosco am Abend wieder auf die Kanzel und gab einige Erklärungen zu dem Traum.

Es wäre nicht mehr nötig, eine Erklärung zu dem Traum abzugeben, aber ich werde wiederholen, was ich bereits gesagt habe. Die große Ebene ist die Welt, und auch die Orte und der

Zustand, aus dem alle unsere Jugendlichen hierher gerufen wurden. Der Teil, wo die Lämmer waren, ist das Oratorium. Die Lämmer sind alle Jugendlichen, die im Oratorium waren, sind und sein werden. Die drei Wiesen in diesem Teil, die karge, die grüne, die blühende, zeigen den Zustand der Sünde, den Zustand der Gnade und den Zustand der Unschuld an. Die Hörner der Lämmer sind die Skandale, die in der Vergangenheit ausgelöst wurden. Es gab auch solche, die gebrochene Hörner hatten, und diese waren skandalös, aber jetzt haben sie aufgehört, Skandale auszulösen. Alle diese „3“-Ziffern, die auf jedem Lamm eingestanzte waren, sind, wie ich vom Hirten erfuhr, drei Strafen, die Gott über die Jugendlichen senden wird: 1. Hunger nach geistlicher Hilfe. 2. Moralischer Hunger, das heißt Mangel an religiöser Unterweisung und dem Wort Gottes. 3. Materieller Hunger, das heißt Mangel an Nahrung. Die strahlenden Jugendlichen sind diejenigen, die in der Gnade Gottes sind, und vor allem diejenigen, die noch ihre Unschuld aus der Taufe und die schöne Tugend der Reinheit bewahren. Und wie viel Herrlichkeit erwartet sie!

Lasst uns also, liebe Jugendliche, mutig die Tugend praktizieren. Wer nicht in der Gnade Gottes ist, soll sich mit gutem Willen anstrengen und dann mit all seinen Kräften und mit Gottes Hilfe bis zum Tod durchhalten. Wenn wir alle nicht in der Gesellschaft der Unschuldigen sein können, um dem makellosen Lamm, Jesus, eine Krone zu machen, können wir ihm zumindest nachfolgen.

Einer fragte mich, ob er unter den Unschuldigen sei, und ich sagte ihm nein und dass er Hörner hatte, aber gebrochene. Er fragte mich weiter, ob ich Wunden hätte, und ich sagte ihm ja. – Und was bedeuten diese Wunden? fügte er hinzu.

Ich antwortete:

– Fürchte dich nicht. Sie sind verheilt, sie werden verschwinden; diese Wunden sind jetzt nicht mehr unehrenhaft, wie die Narben eines Kämpfers nicht unehrenhaft sind, der trotz vieler Verletzungen und des Drängens und der Anstrengungen des Feindes wusste, zu siegen und den Sieg zu erringen. Es sind also ehrenvolle Narben!... Aber ehrenvoller

ist der, der tapfer kämpfend mitten unter den Feinden keine Wunde davonträgt. Seine Unversehrtheit erregt das Staunen aller.

Bei der Erklärung dieses Traums sagte D. Bosco auch, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis diese drei Übel spürbar werden: – Pest, Hunger und damit Mangel an Mitteln, um Gutes zu tun.

Er fügte hinzu, dass nicht drei Monate vergehen werden, bis etwas Besonderes geschieht.

Dieser Traum hinterließ bei den Jugendlichen den Eindruck und die Früchte, die sie schon vielfach durch ähnliche Darbietungen erhalten hatten.

(MB VIII 839-845)

Hinauf! Der heilige Pier Giorgio Frassati

„Liebe Jugendliche, unsere Hoffnung ist Jesus. Er ist es, wie der heilige Johannes Paul II. sagte, „der in euch etwas entfacht: die Sehnsucht, aus eurem Leben etwas Großes zu machen [...], um euch selbst und die Gesellschaft besser zu machen, damit sie menschlicher und geschwisterlicher werde“ (XV. Weltjugendtag, Gebetsvigil, 19. August 2000). Bleiben wir mit Ihm verbunden, bleiben wir immer in seiner Freundschaft, indem wir sie durch Gebet, Anbetung, die eucharistische Kommunion, häufige Beichte und großzügige Nächstenliebe pflegen, wie es uns die seligen Pier Giorgio Frassati und Carlo Acutis gelehrt haben, die bald heiliggesprochen werden. „Strebt nach Großem, nach Heiligkeit, wo immer ihr auch seid. Gebt euch nicht mit weniger zufrieden. Dann werdet ihr jeden Tag in euch und um euch herum das Licht des Evangeliums wachsen sehen“ (Papst Leo XIV. – Predigt zum Jugendjubiläum –

3. August 2025).

Pier Giorgio und Don Cojazzi

Senator Alfredo Frassati, Botschafter des Königreichs Italien in Berlin, war Eigentümer und Herausgeber der Turiner Tageszeitung La Stampa. Die Salesianer standen bei ihm in großer Dankesschuld. Anlässlich der großen skandalösen Inszenierung, bekannt als „Die Vorfälle von Varazze“, bei der versucht worden war, den Ruf der Salesianer zu beschmutzen, hatte Frassati sie verteidigt. Während selbst einige katholische Zeitungen angesichts der schwerwiegenden und schmerzlichen Anschuldigungen verwirrt und orientierungslos schienen, hatte La Stampa nach einer schnellen Untersuchung die Schlussfolgerungen der Justiz vorweggenommen und die Unschuld der Salesianer verkündet. Als daher aus dem Hause Frassati die Bitte um einen Salesianer kam, der die beiden Söhne des Senators, Pier Giorgio und Luciana, in ihren Studien begleiten sollte, fühlte sich Don Paolo Albera, der Generalobere, verpflichtet, zuzustimmen. Er schickte Don Antonio Cojazzi (1880-1953). Er war der richtige Mann: gute Bildung, jugendliches Temperament und eine außergewöhnliche Kommunikationsfähigkeit. Don Cojazzi hatte 1905 in Literatur und 1906 in Philosophie promoviert und nach einer ernsthaften Weiterbildung in England das Diplom zur Lehrbefähigung für die englische Sprache erworben.

Im Hause Frassati wurde Don Cojazzi mehr als nur der „Hauslehrer“, der die Jungen betreute. Er wurde ein Freund, besonders von Pier Giorgio, über den er sagen sollte: „Ich lernte ihn als Zehnjährigen kennen und begleitete ihn fast durch das gesamte Gymnasium und Lyzeum, wobei der Unterricht in den ersten Jahren täglich stattfand. Ich begleitete ihn mit wachsendem Interesse und Zuneigung“. Pier Giorgio, der zu einem der führenden jungen Leute der Katholischen Aktion in Turin wurde, hörte sich die Vorträge und Lektionen an, die Don Cojazzi den Mitgliedern des C. Balbo-Zirkels hielt, verfolgte mit Interesse die Rivista dei Giovani und stieg manchmal nach Valsalice hinauf, um in entscheidenden Momenten Licht und Rat

zu suchen.

Ein Moment der Bekanntheit

Pier Giorgio erlebte ihn während des Nationalkongresses der italienischen Katholischen Jugend im Jahr 1921: fünfzigtausend Jugendliche, die singend und betend durch Rom zogen. Pier Giorgio, Student am Polytechnikum, trug die dreifarbige Fahne des Turiner Zirkels C. Balbo. Plötzlich umzingelten die königlichen Truppen den riesigen Zug und stürmten ihn, um die Fahnen zu entreißen. Man wollte Unruhen verhindern. Ein Zeuge erzählte: „Sie schlagen mit den Gewehrkolben, packen, zerbrechen, reißen unsere Fahnen. Ich sehe Pier Giorgio im Kampf mit zwei Wachen. Wir eilen ihm zu Hilfe, und die Fahne, mit zerbrochenem Stock, bleibt in seinen Händen. Mit Gewalt in einen Hof gesperrt, werden die katholischen Jugendlichen von der Polizei verhört. Der Zeuge ruft den Dialog in Erinnerung, der mit den in solchen Situationen üblichen Manieren und Höflichkeiten geführt wurde:

- Und du, wie heißt du?
- Pier Giorgio Frassati, Sohn des Alfredo.
- Was macht dein Vater?
- Botschafter Italiens in Berlin.

Erstaunen, Tonwechsel, Entschuldigungen, Angebot sofortiger Freiheit.

- Ich gehe, wenn die anderen gehen.

Inzwischen geht das bestialische Schauspiel weiter. Ein Priester wird buchstäblich in den Hof geworfen, mit zerrissenem Talar und blutender Wange... Gemeinsam knieten wir im Hof auf dem Boden, als dieser zerlumpte Priester den Rosenkranz erhob und sagte: Jungs, für uns und für diejenigen, die uns geschlagen haben, lasst uns beten!“.

Er liebte die Armen

Pier Giorgio liebte die Armen, er suchte sie in den entlegensten Vierteln der Stadt auf; er stieg die engen und dunklen Treppen hinauf; er betrat die Dachböden, wo nur Elend und Schmerz wohnten. Alles, was er in der Tasche hatte, war

für andere, wie alles, was er im Herzen trug. Er verbrachte Nächte am Krankenbett unbekannter Kranker. Eines Nachts, als er nicht nach Hause kam, rief der immer ängstlichere Vater die Polizeistation und die Krankenhäuser an. Um zwei Uhr hörte man den Schlüssel in der Tür drehen und Pier Giorgio trat ein. Papa explodierte:

– Hör mal, du kannst tagsüber, nachts draußen sein, niemand sagt dir etwas. Aber wenn du so spät kommst, sag Bescheid, ruf an!

Pier Giorgio sah ihn an und antwortete mit der üblichen Einfachheit:

– Papa, wo ich war, gab es kein Telefon.

Die Konferenzen des Hl. Vinzenz von Paul sahen ihn als fleißigen Mitarbeiter; die Armen kannten ihn als Tröster und Helfer; die elenden Dachböden empfingen ihn oft in ihren trostlosen Mauern wie einen Sonnenstrahl für ihre verlassenen Bewohner. Von tiefer Demut beherrscht, wollte er nicht, dass das, was er tat, von jemandem bekannt wurde.

Schöner und heiliger Giorgetto

In den ersten Julitagen 1925 wurde Pier Giorgio von einem heftigen Polioanfall befallen und niedergestreckt. Er war 24 Jahre alt. Auf dem Sterbebett, während eine schreckliche Krankheit seinen Rücken verwüstete, dachte er immer noch an seine Armen. Auf einem Zettel, mit fast unleserlicher Handschrift, schrieb er für seinen Freund, Ingenieur Grimaldi: Hier sind die Injektionen von Converso, die Police ist von Sappa. Ich habe sie vergessen, erneuere du sie.

Nach der Beerdigung von Pier Giorgio schrieb Don Cojazzi spontan einen Artikel für die Rivista dei Giovani: „Ich werde den alten, aber sehr aufrichtigen Satz wiederholen: Ich hätte nicht gedacht, ihn so sehr zu lieben. Schöner und heiliger Giorgetto! Warum singen diese Worte so eindringlich in meinem Herzen? Weil ich sie fast zwei Tage lang vom Vater, von der Mutter, von der Schwester wiederholen hörte, mit einer Stimme, die immer sprach und nie wiederholte. Und weil bestimmte Verse einer Ballade von Deroulède auftauchen: „Man wird lange von

ihm sprechen, in den goldenen Palästen und in den abgelegenen Hütten! Denn auch die Elendshütten und Dachböden werden von ihm sprechen, wo er so oft als tröstender Engel vorbeikam“. Ich lernte ihn als Zehnjährigen kennen und begleitete ihn fast durch das gesamte Gymnasium und einen Teil des Lyzeums... ich begleitete ihn mit wachsendem Interesse und Zuneigung bis zu seiner heutigen Verklärung... Ich werde sein Leben schreiben. Es geht um die Sammlung von Zeugnissen, die die Figur dieses jungen Mannes in der Fülle seines Lichts, in der geistigen und moralischen Wahrheit, im leuchtenden und ansteckenden Zeugnis von Güte und Großzügigkeit darstellen“.

Der Bestseller der katholischen Verlagswelt

Ermutigt und auch vom Erzbischof von Turin, Monsignore Giuseppe Gamba, angetrieben, machte sich Don Cojazzi mit großem Eifer an die Arbeit. Die Zeugnisse trafen zahlreich und qualifiziert ein, wurden sorgfältig geordnet und geprüft. Pier Giorgios Mutter verfolgte die Arbeit, gab Anregungen und lieferte Material. Im März 1928 erschien das Leben von Pier Giorgio. Luigi Gedda schreibt: „Es war ein durchschlagender Erfolg. In nur neun Monaten waren 30.000 Exemplare des Buches vergriffen. 1932 waren bereits 70.000 Exemplare verbreitet. Innerhalb von 15 Jahren erreichte das Buch über Pier Giorgio 11 Auflagen und war vielleicht der Bestseller der katholischen Verlagswelt in dieser Zeit“.

Die von Don Cojazzi beleuchtete Figur war ein Banner für die Katholische Aktion während der schwierigen Zeit des Faschismus. Im Jahr 1942 hatten 771 Jugendverbände der Katholischen Aktion, 178 Aspirantensektionen, 21 Universitätsverbände, 60 Gruppen von Mittelschülern, 29 Konferenzen des Hl. Vinzenz, 23 Evangeliumsgruppen den Namen Pier Giorgio Frassati angenommen... Das Buch wurde in mindestens 19 Sprachen übersetzt.

Das Buch von Don Cojazzi markierte einen Wendepunkt in der Geschichte der italienischen Jugend. Pier Giorgio war das Ideal, das ohne Vorbehalt aufgezeigt wurde: jemand, der zeigen konnte, dass es keineswegs utopisch oder fantastisch ist, ganz

Christ zu sein.

Pier Giorgio Frassati markierte auch einen Wendepunkt in der Geschichte von Don Cojazzi. Dieser von Pier Giorgio auf dem Sterbebett geschriebene Zettel offenbarte ihm auf konkrete, fast brutale Weise die Welt der Armen. Don Cojazzi selbst schreibt: „Am Karfreitag dieses Jahres (1928) besuchte ich mit zwei Studenten vier Stunden lang die Armen außerhalb der Porta Metronia. Dieser Besuch verschaffte mir eine sehr heilsame Lektion und Demütigung. Ich hatte sehr viel über die Konferenzen des Hl. Vinzenz geschrieben und gesprochen... und doch war ich nie auch nur ein einziges Mal die Armen besuchen gegangen. In diesen schmutzigen Baracken kamen mir oft die Tränen... Die Schlussfolgerung? Hier ist sie klar und schonungslos für mich und für euch: weniger schöne Worte und mehr gute Werke“.

Der lebendige Kontakt mit den Armen ist nicht nur eine unmittelbare Umsetzung des Evangeliums, sondern eine Lebensschule für junge Menschen. Sie sind die beste Schule für junge Menschen, um sie zu erziehen und sie in der Ernsthaftigkeit des Lebens zu halten. Wer die Armen besucht und ihre materiellen und moralischen Wunden hautnah erlebt, wie kann er sein Geld, seine Zeit, seine Jugend verschwenden? Wie kann er sich über seine eigenen Mühen und Schmerzen beklagen, wenn er aus direkter Erfahrung weiß, dass andere mehr leiden als er?

Nicht sich recht und schlecht durchschlagen, sondern leben!

Pier Giorgio Frassati ist ein leuchtendes Beispiel jugendlicher Heiligkeit, aktuell, „eingerahmt“ in unsere Zeit. Er bezeugt einmal mehr, dass der Glaube an Jesus Christus die Religion der Starken und der wirklich Jungen ist, die allein alle Wahrheiten mit dem Licht des „Mysteriums“ erleuchten und die allein die vollkommene Freude schenken kann. Seine Existenz ist das perfekte Modell des normalen Lebens, das für jeden erreichbar ist. Er begann, wie alle Nachfolger Jesu und des Evangeliums, mit kleinen Dingen; er erreichte die erhabensten Höhen, indem er sich den Kompromissen eines

mittelmäßigen und sinnlosen Lebens entzog und seine natürliche Hartnäckigkeit in seinen festen Vorsätzen einsetzte. Alles in seinem Leben war ihm eine Stufe zum Aufstieg; auch das, was ihm hätte zum Stolperstein werden sollen. Unter seinen Gefährten war er der unerschrockene und überschwängliche Anreger jedes Unternehmens, der so viel Sympathie und Bewunderung um sich versammelte. Die Natur war ihm reichlich gewogen: Aus einer angesehenen Familie stammend, reich, von solidem und praktischem Verstand, kräftig und robust gebaut, umfassend gebildet, fehlte ihm nichts, um im Leben voranzukommen. Aber er wollte sich nicht recht und schlecht durchschlagen, sondern sich seinen Platz an der Sonne erkämpfen. Er war ein Mann von Charakter und eine Seele eines Christen. Sein Leben hatte eine innere Kohärenz, die in der Einheit von Geist und Existenz, von Glauben und Werken beruhte. Die Quelle dieser so leuchtenden Persönlichkeit lag in einem tiefen inneren Leben. Frassati betete. Sein Durst nach Gnade ließ ihn alles lieben, was den Geist erfüllt und bereichert. Er empfing täglich die Heilige Kommunion, dann blieb er lange am Fuße des Altars, ohne dass ihn etwas ablenken konnte. Er betete in den Bergen und unterwegs. Sein Glaube war jedoch kein zur Schau gestellter Glaube, auch wenn die Kreuzzeichen, die er auf offener Straße vor Kirchen machte, groß und sicher waren, auch wenn der Rosenkranz laut in einem Eisenbahnwagen oder in einem Hotelzimmer gebetet wurde. Es war vielmehr ein so intensiv und aufrichtig gelebter Glaube, der aus seiner großzügigen und offenen Seele mit einer Einfachheit des Verhaltens hervorbrach, die überzeugte und berührte. Seine geistliche Bildung wurde durch die nächtlichen Anbetungen gestärkt, deren eifriger Verfechter und unermüdlicher Teilnehmer er war. Er machte mehr als einmal geistliche Übungen und schöpfte daraus Gelassenheit und geistliche Kraft.

Das Buch von Don Cojazzi schließt mit dem Satz: „Ihn gekannt oder von ihm gehört zu haben, bedeutet, ihn zu lieben, und ihn zu lieben, bedeutet, ihm zu folgen“. Der Wunsch ist, dass das Zeugnis von Piergiorgio Frassati „Salz und Licht“ für alle sei, besonders für die Jugendlichen von heute.

Propheten der Vergebung und der Uneigennützigkeit

In diesen Zeiten, in denen die Nachrichten Tag für Tag von Konflikten, Krieg und Hass berichten, ist die Gefahr groß, dass wir Gläubige uns in eine rein politische Betrachtung der Ereignisse verstricken lassen oder uns darauf beschränken, für die eine oder andere Seite mit Argumenten Partei zu ergreifen, die mit unserer eigenen Sichtweise und unserer Interpretation der Realität zu tun haben.

In der Rede Jesu, die auf die Seligpreisungen folgt, gibt es eine Reihe von „kleinen/großen Lektionen“, die der Herr uns gibt. Sie beginnen immer mit dem Vers „Ihr habt gehört, dass gesagt worden“. In einer davon erinnert der Herr an das alte Sprichwort „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ (Mt 5,38).

Außerhalb der Logik des Evangeliums wird dieses Gesetz nicht nur nicht infrage gestellt, sondern kann sogar als Regel angesehen werden, die ausdrückt, wie man mit denen abrechnet, die uns beleidigt haben. Rache zu üben wird als Recht empfunden, ja sogar als Pflicht.

Jesus tritt dieser Logik mit einem völlig anderen, völlig entgegengesetzten Vorschlag gegenüber. Zu dem, was wir gehört haben, sagt Jesus: „Ich aber sage euch“ (Mt 5,39). Und hier müssen wir als Christen sehr aufmerksam sein. Die folgenden Worte Jesu sind nicht nur an sich wichtig, sondern weil sie auf sehr prägnante Weise seine ganze Botschaft ausdrücken. Jesus kommt nicht, um uns zu sagen, dass es eine andere Möglichkeit gibt, die Realität zu deuten. Jesus nähert sich uns nicht, um das Spektrum der Meinungen über die irdischen Realitäten zu erweitern, insbesondere diejenigen, die unser Leben betreffen. Jesus ist nicht eine weitere Meinung, sondern er selbst verkörpert den alternativen Vorschlag zum Gesetz der

Rache.

Der Satz „Ich aber sage euch“ ist von grundlegender Bedeutung, denn jetzt ist es nicht mehr das gesprochene Wort, sondern die Person Jesu selbst. Was Jesus uns mitteilt, das lebt er selbst. Wenn Jesus sagt: „Ihr sollt dem Böswilligen nicht widerstehen; sondern wenn dich jemand auf die rechte Wange geschlagen hat, so biete ihm auch die andere dar“ (Mt 5,39), dann hat er diese Worte selbst gelebt. Sicherlich können wir von Jesus nicht sagen, dass er gut predigt, aber in seiner Botschaft schlecht handelt.

Um auf unsere Zeit zurückzukommen: Diese Worte Jesu riskieren, als die Worte eines schwachen Menschen wahrgenommen zu werden, als Reaktionen von jemandem, der nicht mehr in der Lage ist zu reagieren, sondern nur noch zu erdulden. Und in der Tat, wenn wir auf Jesus schauen, der sich vollständig am Holz des Kreuzes hingibt, ist das der Eindruck, den wir haben können. Und doch wissen wir sehr wohl, dass das Opfer am Kreuz die Frucht eines Lebens ist, das mit den Worten „Ich aber sage euch“ beginnt. Denn alles, was Jesus uns gesagt hat, hat er schließlich vollständig angenommen. Und indem er es vollständig annahm, gelang es ihm, vom Kreuz zum Sieg überzugehen. Die Logik Jesu vermittelt scheinbar eine Verlierer-Persönlichkeit. Aber wir wissen sehr wohl, dass die Botschaft, die Jesus uns hinterlassen hat und die er vollständig gelebt hat, das Arzneimittel ist, das diese Welt heute dringend braucht.

Prophet der Vergebung zu sein, bedeutet, das Gute als Antwort auf das Böse anzunehmen. Es bedeutet, die Entschlossenheit zu haben, dass die Macht des Bösen meine Art, die Realität zu sehen und zu deuten, nicht beeinflussen wird. Vergebung ist nicht die Antwort des Schwachen. Vergebung ist das aussagekräftigste Zeichen jener Freiheit, die in der Lage ist, die Wunden zu erkennen, die das Böse hinterlässt, aber dass diese Wunden niemals ein Pulverfass sein werden, das Rache und Hass schürt.

Auf das Böse mit Bösem zu reagieren, tut nichts anderes, als

die Wunden der Menschheit zu vergrößern und zu vertiefen. Frieden und Eintracht wachsen nicht auf dem Boden von Hass und Rache.

Prophet der Uneigennützigkeit zu sein, erfordert von uns die Fähigkeit, den Armen und den Reichen nicht mit der Logik des Profits, sondern mit der Logik der Nächstenliebe zu betrachten. Der Arme wählt nicht, arm zu sein, aber derjenige, dem es gut geht, hat die Möglichkeit, zu wählen, großzügig, gut und voller Mitgefühl zu sein. Wie anders wäre die Welt, wenn unsere politischen Führer in diesem Szenario, in dem Konflikte und Kriege zunehmen, die Einsicht hätten, auf diejenigen zu schauen, die den Preis für diese Spaltungen zahlen, nämlich die Armen, die Ausgegrenzten, diejenigen, die nicht fliehen können, weil sie es nicht schaffen.

Wenn wir von einer rein horizontalen Lesart ausgehen, gibt es Grund zur Verzweiflung. Uns bleibt nichts anderes übrig, als uns in unserem Murren und unseren Kritiken zu verschließen. Und doch, nein! Wir sind Erzieher der Jugend. Wir wissen sehr wohl, dass diese Jugendlichen in unserer Welt nach Bezugspunkten einer gesunden Menschheit suchen, nach politischen Führern, die in der Lage sind, die Realität nach Kriterien der Gerechtigkeit und des Friedens zu deuten. Aber wenn unsere Jugendlichen sich umschaun, wissen wir sehr wohl, dass sie nur die Leere einer armseligen Lebensauffassung wahrnehmen.

Wir, die wir uns für die Erziehung der Jugend engagieren, tragen eine große Verantwortung. Es reicht nicht aus, die Dunkelheit zu kommentieren, die eine fast völlige Abwesenheit von Führung hinterlässt. Es reicht nicht aus, zu kommentieren, dass es keine Vorschläge gibt, die die Erinnerung der Jugendlichen entflammen können. Es liegt an jedem und jeder von uns, diese Kerze der Hoffnung in dieser Dunkelheit anzuzünden, Beispiele gelungener Menschlichkeit im Alltag zu bieten.

Es lohnt sich wirklich, heute Propheten der Vergebung und der Uneigennützigkeit zu sein.

Die Gewissenserziehung mit dem heiligen Franz von Sales

Wahrscheinlich war es das Aufkommen der protestantischen Reformation, das das Problem des Gewissens und genauer der „Gewissensfreiheit“ auf die Tagesordnung setzte. In einem Brief von 1597 an Clemens VIII. beklagte der Propst von Sales die „Tyrannei“, die der „Staat Genf“ „auf die Gewissen der Katholiken“ ausübte. Er bat den Heiligen Stuhl, beim König von Frankreich einzugreifen, damit die Genfer das gewähren, „was sie Gewissensfreiheit nennen“. Gegner militärischer Lösungen der protestantischen Krise, sah er in der libertas conscientiae einen möglichen Ausweg aus der gewaltsamen Konfrontation, vorausgesetzt, die Gegenseitigkeit wurde respektiert. Von Genf für die Reformation und von Franz von Sales für den Katholizismus beansprucht, stand die Gewissensfreiheit kurz davor, eine der Säulen der modernen Denkweise zu werden.

Die Menschenwürde

Die Würde des Einzelnen liegt im Gewissen, und das Gewissen ist in erster Linie Synonym für Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Offenheit und Überzeugung. Der Propst von Sales erkannte beispielsweise an, „um sein Gewissen zu entlasten“, dass das Projekt der Kontroversen ihm gewissermaßen von anderen aufgezwungen worden war. Wenn er seine Gründe für die katholische Lehre und Praxis darlegte, achtete er darauf zu betonen, dass er dies „mit gutem Gewissen“ tat. „Sagt mir mit gutem Gewissen“, fragte er seine Widersacher. Das „gute Gewissen“ bewirkt nämlich, dass man bestimmte Handlungen vermeidet, die einen in Widerspruch mit sich selbst bringen. Doch das individuelle subjektive Gewissen kann nicht immer als Garant der objektiven Wahrheit genommen werden. Man ist nicht

immer verpflichtet zu glauben, was einem jemand mit gutem Gewissen sagt. „Zeigt mir klar“, sagt der Propst zu den Herren von Thonon, „dass ihr überhaupt nicht lügt, dass ihr mich keineswegs täuscht, wenn ihr mir sagt, dass ihr mit gutem Gewissen diese oder jene Inspiration hattet“. Das Gewissen kann Opfer von Täuschung sein, sei es freiwillig oder auch unfreiwillig. „Die hartnäckigen Geizhälse geben nicht nur nicht zu, dass sie es sind, sondern sie glauben auch nicht im Gewissen, dass sie es sind“.

Die Gewissensbildung ist eine wesentliche Aufgabe, denn die Gewissensfreiheit birgt das Risiko, „Gutes und Böses zu tun“, aber „das Böse zu wählen ist kein Gebrauch, sondern ein Missbrauch unserer Freiheit“. Es ist eine harte Aufgabe, weil das Gewissen uns manchmal wie ein Gegner erscheint, der „immer gegen uns und für uns kämpft“: Es „setzt unseren schlechten Neigungen beständig Widerstand entgegen“, tut dies aber „zu unserem Heil“. Wenn man sündigt, „bewegt sich die innere Reue mit gezücktem Schwert gegen sein Gewissen“, aber um es „mit heiliger Furcht zu durchbohren“.

Ein Mittel zur Ausübung einer verantwortungsvollen Freiheit ist die Praxis der „Gewissenserforschung“. Die Gewissenserforschung zu betreiben ist wie dem Beispiel der Tauben zu folgen, die sich „mit klaren und reinen Augen“ betrachten, „sich sorgfältig putzen und so gut wie möglich schmücken“. Philothea wird eingeladen, diese Prüfung jeden Abend vor dem Schlafengehen vorzunehmen, indem sie sich fragt, „wie man sich zu den verschiedenen Stunden des Tages verhalten hat; um es leichter zu machen, denkt man daran, wo, mit wem und mit welchen Beschäftigungen man sich befasst hat“.

Einmal im Jahr sollen wir eine gründliche Prüfung des „Zustands unserer Seele“ vor Gott, dem Nächsten und uns selbst vornehmen, ohne eine „Prüfung der Affekte unserer Seele“ zu vergessen. Die Prüfung – sagt Franz von Sales zu den Visitantinnen – wird euch dazu führen, „euer Gewissen gründlich zu erforschen“.

Wie kann man das Gewissen erleichtern, wenn man es mit einem Fehler oder Vergehen belastet fühlt? Einige tun es auf

schlechte Weise, indem sie andere „für Laster verurteilen und anklagen, denen sie selbst erliegen“, und so denken, „die Gewissensbisse zu mildern“. Auf diese Weise vervielfacht man das Risiko voreiliger Urteile. Im Gegenteil, „diejenigen, die sich richtig um ihr Gewissen kümmern, sind keineswegs voreiligen Urteilen ausgesetzt“. Es ist ratsam, den Fall der Eltern, Erzieher und Verantwortlichen für das öffentliche Wohl gesondert zu betrachten, denn „ein guter Teil ihres Gewissens besteht darin, sorgfältig über das Gewissen der anderen zu wachen“.

Die Selbstachtung

Aus der Behauptung der Würde und Verantwortung jedes Einzelnen muss die Selbstachtung entstehen. Sokrates und die gesamte heidnische und christliche Antike hatten bereits den Weg gewiesen:

Es ist ein Spruch der Philosophen, der aber von den christlichen Lehrern für gültig gehalten wurde: „Erkenne dich selbst“, das heißt, erkenne die Vortrefflichkeit deiner Seele, um sie nicht herabzuwürdigen und zu verachten.

Einige unserer Handlungen stellen nicht nur eine Beleidigung Gottes dar, sondern auch eine Beleidigung der Menschenwürde und der Vernunft. Ihre Folgen sind bedauerlich:

Die Ähnlichkeit und das Bild Gottes, das wir in uns tragen, wird beschmutzt und entstellt, die Würde unseres Geistes entehrt, und wir werden den vernunftlosen Tieren gleichgemacht [...], indem wir uns zu Sklaven unserer Leidenschaften machen und die Ordnung der Vernunft umkehren.

Es gibt Ekstasen und Entrückungen, die uns über unsere natürliche Verfassung erheben, und andere, die uns erniedrigen: „O Menschen, wie lange werdet ihr so unvernünftig sein – schreibt der Autor des Theotimus –, dass ihr eure natürliche Würde mit Füßen treten wollt, indem ihr freiwillig in den Zustand der Tiere hinabsteigt und euch hineinstürzt?“.

Die Selbstachtung wird es ermöglichen, zwei entgegengesetzte Gefahren zu vermeiden: den Stolz und die Verachtung der Gaben, die man hat. In einem Jahrhundert, in dem das Ehrgefühl bis zum Äußersten getrieben war, musste Franz von Sales eingreifen, um Verbrechen anzuprangern, insbesondere beim Problem des Duells, das ihm „die Haare zu Berge stehen ließ“, und noch mehr der unsinnige Stolz, der die Ursache war. „Ich bin empört“ – schrieb er der Ehefrau eines duellierenden Mannes –; „in Wahrheit kann ich nicht begreifen, wie man einen so zügellosen Mut sogar für Kleinigkeiten und Nichtigkeiten haben kann“. Sich im Duell zu schlagen ist, als ob „sie einer des anderen Henker würden“.

Andere hingegen wagen es nicht, die empfangenen Gaben anzuerkennen und sündigen so gegen die Pflicht der Dankbarkeit. Franz von Sales prangert „eine gewisse falsche und törichte Demut an, die es verhindert, das Gute in ihnen zu entdecken“. Sie haben Unrecht, denn „die Güter, die Gott in uns gelegt hat, müssen aufrichtig anerkannt, geschätzt und geehrt werden“.

Der erste Nächste, den ich achten und lieben muss, scheint der Bischof von Genf sagen zu wollen, ist das eigene Ich. Die wahre Liebe zu mir selbst und die ihm geschuldete Achtung verlangen, dass ich nach Vollkommenheit strebe und mich, wenn nötig, korrigiere, aber sanft, vernünftig und „auf dem Weg des Mitleids“ eher als dem der Wut und des Zorns.

Es gibt nämlich eine Selbstliebe, die nicht nur legitim, sondern auch wohltuend und geboten ist: „Die wohlgeordnete Nächstenliebe beginnt bei sich selbst“ – sagt das Sprichwort – und spiegelt gut das Denken von Franz von Sales wider, aber unter der Bedingung, die Selbstliebe nicht mit der Eigenliebe zu verwechseln. Die Selbstliebe ist gut, und Philothea wird eingeladen, sich über die Art und Weise zu befragen, wie sie sich selbst liebt:

Halten Sie Ihre Selbstliebe in Ordnung? Denn nur eine ungeordnete Selbstliebe kann uns zugrunde richten. Eine geordnete Liebe verlangt, dass wir die Seele mehr lieben als

den Körper und dass wir vor allem anderen nach Tugend streben.

Im Gegensatz dazu ist die Eigenliebe eine egoistische, „narzisstische“ Liebe, voll von sich selbst, eifersüchtig auf die eigene Schönheit und einzig besorgt um das Eigeninteresse: „Narziss – sagen die Laien – war ein junger Mann, der so stolz war, dass er seine Liebe niemandem schenken wollte; und schließlich, als er sich in einem klaren Brunnen betrachtete, war er von seiner Schönheit ganz hingerissen“.

Die „den Personen geschuldete Achtung“

Wenn man sich selbst achtet, wird man besser vorbereitet und bereit sein, andere zu achten. Die Tatsache, dass wir „nach dem Bild und Gleichnis Gottes“ geschaffen sind, hat zur Folge, dass „alle Menschen dieselbe Würde genießen“. Franz von Sales, obwohl er in einer vom Ancien Régime geprägten, stark ungleichen Gesellschaft lebte, förderte ein Denken und eine Praxis, die durch die „den Personen geschuldete Achtung“ gekennzeichnet waren.

Man muss bei den Kindern anfangen. Die Mutter des heiligen Bernhard – sagt der Autor der Philothea – liebte ihre neugeborenen Kinder „mit Achtung wie ein heiliges Ding, das Gott ihr anvertraut hatte“. Ein sehr schwerer Vorwurf des Bischofs von Genf an die Heiden betraf ihre Verachtung des Lebens von wehrlosen Wesen. Die Achtung vor dem ungeborenen Kind kommt in dieser Passage eines Briefes zum Ausdruck, der nach der barocken Rhetorik der Zeit verfasst und von Franz von Sales an eine schwangere Frau gerichtet war. Er ermutigt sie, indem er erklärt, dass das Kind, das sich in ihrem Schoß bildet, nicht nur „ein lebendiges Abbild der göttlichen Majestät“ ist, sondern auch das Abbild seiner Mutter. Er empfiehlt einer anderen Frau:

Bieten Sie oft der ewigen Herrlichkeit Ihres Schöpfers das kleine Geschöpf dar, zu dessen Erschaffung er Sie als seine Mitarbeiterin annehmen wollte.

Ein weiterer Aspekt der den anderen geschuldeten Achtung

betrifft das Thema der Freiheit. Die Entdeckung neuer Länder hatte als schlimme Folge das Wiederaufleben der Sklaverei, die an die Praktiken der alten Römer zur Zeit des Heidentums erinnerte. Der Verkauf von Menschen erniedrigte sie zum Rang von Tieren:

Eines Tages kaufte Marcantonio von einem Händler zwei Jungen; damals, wie es noch heute in manchen Gegenden vorkommt, wurden Kinder verkauft; es gab Männer, die sie beschafften und dann mit ihnen handelten, wie man es mit Pferden in unseren Ländern tut.

Die Achtung vor anderen wird auf subtilere Weise ständig durch Lästerei und Verleumdung bedroht. Franz von Sales besteht stark auf den „Sünden der Zunge“. Ein Kapitel der Philothea, das explizit dieses Thema behandelt, trägt den Titel Ehrlichkeit in den Worten und Respekt, den man Personen schuldet. Jemandes Ruf zu ruinieren bedeutet, einen „geistigen Mord“ zu begehen; es bedeutet, demjenigen, über den schlecht gesprochen wird, das „zivile Leben“ zu entziehen. Ebenso soll man sich bemühen, beim „Tadeln des Lasters“ die „darin verwickelte Person“ so weit wie möglich zu schonen.

Bestimmte Personengruppen werden leicht verunglimpft oder verachtet. Franz von Sales verteidigt die Würde des einfachen Volkes und stützt sich dabei auf das Evangelium: „Der heilige Petrus“, bemerkt er, „war ein grober, ungeschliffener Mann, ein alter Fischer, ein Handwerker niederen Standes; der heilige Johannes hingegen war ein Gentleman, sanft, liebenswürdig, weise; der heilige Petrus dagegen unwissend“. Nun, es war der heilige Petrus, der auserwählt wurde, die anderen zu führen und der „universelle Oberste“ zu sein.

Er verkündet die Würde der Kranken, indem er sagt, dass „die Seelen, die am Kreuz sind, zu Königinnen erklärt werden“. Indem er die „Grausamkeit gegenüber den Armen“ anprangert und die „Würde der Armen“ preist, rechtfertigt und präzisiert er die Haltung, die man ihnen gegenüber einnehmen soll, indem er erklärt, „wie wir sie ehren und sie als Vertreter unseres

Herrn besuchen sollen“. Niemand ist nutzlos, niemand ist unbedeutend: „Es gibt auf der Welt keinen Gegenstand, der nicht zu etwas nützlich sein könnte; aber man muss seine Verwendung und seinen Platz zu finden wissen“.

Das „Eins-Verschiedene“ der Salesianer

Das Problem, das die menschlichen Gesellschaften seit jeher quält, ist die Vereinbarkeit der Würde und Freiheit jedes Einzelnen mit denen der anderen. Franz von Sales lieferte dank der Erfindung eines neuen Wortes eine originelle Erklärung dafür. Ausgehend davon, dass das Universum aus „allen geschaffenen, sichtbaren und unsichtbaren Dingen“ besteht und „ihre Verschiedenheit auf die Einheit zurückgeführt wird“, schlug der Bischof von Genf vor, es „Eins-Verschiedenes“ zu nennen, also „einzigartig und verschieden, einzigartig in seiner Verschiedenheit und verschieden in seiner Einheit“.

Für ihn ist jedes Wesen einzigartig. Menschen sind wie die Perlen, von denen Plinius spricht: „Sie sind so einzigartig, jede in ihrer Qualität, dass man nie zwei findet, die völlig gleich sind“. Es ist bezeichnend, dass seine beiden Hauptwerke, die Anleitung zum frommen Leben und die Abhandlung über die Gottesliebe, an eine einzelne Person gerichtet sind, Philothea und Theotimus. Welche Vielfalt und Verschiedenheit unter den Wesen! „Zweifellos, wie wir sehen, dass es nie zwei Menschen gibt, die in den Gaben der Natur völlig gleich sind, so gibt es auch nie welche, die in den übernatürlichen Gaben völlig gleich sind“. Die Vielfalt bezauberte ihn auch aus rein ästhetischer Sicht, doch fürchtete er eine indiskrete Neugier über ihre Ursachen:

Wenn jemand die Frage stellte, warum Gott die Wassermelonen größer als die Erdbeeren oder die Lilien größer als die Veilchen gemacht hat; warum der Rosmarin keine Rose oder warum die Nelke keine Ringelblume ist; warum der Pfau schöner als eine Fledermaus oder warum die Feige süß und die Zitrone sauer ist, würde man über seine Fragen lachen und ihm sagen: Armer Mann, da die Schönheit der Welt Vielfalt erfordert, ist es

notwendig, dass es in den Dingen verschiedene und differenzierte Vollkommenheiten gibt und dass die eine nicht die andere ist; deshalb sind die einen klein, die anderen groß, die einen herb, die anderen süß, die einen schöner, die anderen weniger. [...] Alle haben ihren Wert, ihre Anmut, ihren Glanz, und alle, in der Gesamtheit ihrer Vielfalt betrachtet, bilden ein wunderbares Schauspiel der Schönheit.

Die Verschiedenheit behindert nicht die Einheit, im Gegenteil, sie macht sie noch reicher und schöner. Jede Blume hat ihre Eigenarten, die sie von allen anderen unterscheidet: „Es ist nicht die Eigenschaft der Rosen, weiß zu sein, scheint mir, denn die roten sind schöner und haben einen besseren Duft, der jedoch die Eigenschaft der Lilie ist“. Gewiss, Franz von Sales duldet keine Verwirrung und Unordnung, ist aber ebenso ein Feind der Gleichförmigkeit. Die Verschiedenheit der Wesen kann zur Zersplitterung und zum Bruch der Gemeinschaft führen, doch wenn es Liebe gibt, die „Band der Vollkommenheit“, ist nichts verloren, im Gegenteil, die Verschiedenheit wird durch die Einigung erhöht.

In Franz von Sales gibt es sicherlich eine echte Kultur des Einzelnen, doch diese ist niemals eine Abschottung gegenüber der Gruppe, der Gemeinschaft oder der Gesellschaft. Er sieht den Einzelnen spontan in einen Kontext oder „Stand“ des Lebens eingebettet, der die Identität und Zugehörigkeit jedes Einzelnen stark prägt. Es wird nicht möglich sein, ein Programm oder Projekt für alle gleich festzulegen, einfach weil es „für den Gentleman, den Handwerker, den Diener, den Prinzen, die Witwe, die Jungfrau, die Verheiratete“ unterschiedlich angewendet und umgesetzt wird; man muss es zudem „den Kräften und Pflichten jedes Einzelnen anpassen. Der Bischof von Genf sieht die Gesellschaft in Lebensbereiche unterteilt, die durch soziale Zugehörigkeit und Gruppensolidarität gekennzeichnet sind, wie wenn er „von der Gesellschaft der Soldaten, der Werkstatt der Handwerker, dem Hof der Prinzen, der Familie der Verheirateten“ spricht.

Die Liebe personalisiert und individualisiert somit. Die

Zuneigung, die eine Person mit einer anderen verbindet, ist einzigartig, wie Franz von Sales in seiner Beziehung zu Madame de Chantal zeigt: „Jede Zuneigung hat ihre Eigenart, die sie von anderen unterscheidet; die, die ich für Sie empfinde, hat eine gewisse Besonderheit, die mich unendlich tröstet, und, um alles zu sagen, ist für mich überaus fruchtbar“. Die Sonne erleuchtet alle und jeden: „Indem sie einen Winkel der Erde erhellt, erhellt sie ihn nicht weniger, als sie es täte, wenn sie nur an diesem Ort und nicht anderswo scheinen würde“.

Der Mensch ist im Werden

Als christlicher Humanist glaubt Franz von Sales schließlich an die Möglichkeit des Menschen, sich zu vervollkommen. Erasmus hatte die Formel geprägt: *Homines non nascuntur sed finguntur*. Während das Tier ein vorbestimmtes Wesen ist, das vom Instinkt geleitet wird, ist der Mensch im Gegenteil in ständiger Entwicklung. Er verändert nicht nur die anderen, sondern kann sich selbst verändern, sowohl zum Besseren als auch zum Schlechteren.

Was den Autor des *Theotimus* vollständig beschäftigte, war, sich selbst zu vervollkommen und anderen zu helfen, sich zu vervollkommen, und nicht nur im religiösen Bereich, sondern in allem. Von der Geburt bis zum Grab ist der Mensch in einer Situation des Lernens. Lasst uns das Krokodil nachahmen, das „nie aufhört zu wachsen, solange es lebt“. Denn „in demselben Zustand lange zu verharren, ist nicht möglich: Wer nicht vorankommt, fällt in diesem Verkehr zurück; wer nicht steigt, steigt auf dieser Leiter hinab; wer nicht siegt, wird in diesem Kampf besiegt“. Er zitiert den heiligen Bernhard, der sagte: „Es ist besonders für den Menschen geschrieben, dass er nie im selben Zustand gefunden wird: Er muss vorankommen oder zurückfallen“. Lasst uns vorangehen:

Weißt du nicht, dass du auf dem Weg bist und dass der Weg nicht zum Sitzen, sondern zum Vorwärtsgehen gemacht ist? Und er ist so sehr zum Vorankommen gemacht, dass sich vorwärts bewegen Gehen genannt wird.

Das bedeutet auch, dass der Mensch erziehbar ist, fähig zu lernen, sich zu korrigieren und zu verbessern. Und das gilt auf allen Ebenen. Das Alter spielt manchmal keine Rolle. Seht diese Chorknaben der Kathedrale, die die Fähigkeiten ihres Bischofs in diesem Bereich bei weitem übertreffen: „Ich bewundere diese Kinder“, sagte er, „die kaum sprechen können und doch schon ihren Part singen; sie verstehen alle Zeichen und Regeln der Musik, während ich nicht wüsste, wie ich mich daraus ziehen sollte, ich, der ich ein erwachsener Mann bin und mich gerne als große Persönlichkeit ausgeben würde“. Niemand in dieser Welt ist perfekt:

Einige Menschen sind von Natur aus leichtfertig, andere grob, andere sehr abgeneigt, die Meinungen anderer anzuhören, und andere schließlich zur Empörung, andere zum Zorn und andere zur Liebe geneigt; kurz gesagt, finden wir sehr wenige Menschen, in denen nicht die eine oder andere solcher Unvollkommenheiten entdeckt werden könnte.

Sollte man dann verzweifeln, sein Temperament zu verbessern, indem man einige unserer natürlichen Neigungen korrigiert? Keineswegs.

Denn wie sehr sie auch jedem von uns wie eigen und natürlich sind, wenn sie mit der Anwendung einer entgegengesetzten Bindung korrigiert und geregelt werden können, und sogar einer sich davon befreien und läutern kann, dann, sage ich Ihnen, Philothea, dass man es tun muss. Man hat doch einen Weg gefunden, bittere Mandeln süß zu machen: Man muss sie am Fuß durchbohren und den Saft herausfließen lassen; warum sollten wir dann nicht unsere verkehrten Neigungen herausfließen lassen können, um so besser zu werden?

Daher die optimistische, aber anspruchsvolle Schlussfolgerung: „Es gibt keine so gute Natur, die nicht durch lasterhafte Gewohnheiten böse gemacht werden könnte; es gibt keine so verdorbene Natur, die man nicht zuerst mit der Gnade Gottes und dann mit fleißigem Einsatz und Sorgfalt zähmen und

besiegen könnte“. Wenn der Mensch erziehbar ist, darf man an niemandem verzweifeln und muss sich vor Vorurteilen gegenüber Personen hüten:

Sagt nicht: Jener ist ein Trunkenbold, auch wenn ihr ihn betrunken gesehen habt; er ist ein Ehebrecher, weil ihr ihn sündigen gesehen habt; er ist ein Blutschänder, weil ihr ihn in diesem Unglück ertappt habt; denn eine einzige Tat reicht nicht aus, um der Sache den Namen zu geben. [...] Und selbst wenn ein Mensch lange lasterhaft gewesen wäre, liefe man doch Gefahr zu lügen, wenn man ihn lasterhaft nennt.

Der Mensch hat nie aufgehört, seinen Garten zu pflegen. Das ist die Lektion, die der Gründer der Visitantinnen ihnen einprägte, als er sie aufforderte, „die Erde und den Garten“ ihrer Herzen und Geister „zu kultivieren“, denn es gibt „keinen so perfekten Menschen, der sich nicht bemühen müsste, sowohl in der Vollkommenheit zu wachsen als auch sie zu bewahren“.

Don Jose-Luis Carreno, Salesianer-Missionar

Don José Luis Carreño (1905-1986) wurde vom Historiker Joseph Thekkedath als „der beliebteste Salesianer Südindiens“ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschrieben. Überall, wo er lebte – sei es im britischen Indien, in der portugiesischen Kolonie Goa, auf den Philippinen oder in Spanien – finden sich Salesianer, die seine Erinnerung liebevoll bewahren. Seltsamerweise gibt es jedoch noch keine angemessene Biografie dieses großen Salesianers, abgesehen von dem umfangreichen Nachruf, den Don José Antonio Rico verfasste: „José Luis

Carreño Etxeandía, obrero de Dios“. Wir hoffen, dass diese Lücke bald geschlossen wird. Don Carreño war einer der Architekten der Südasien-Region, und wir können es uns nicht leisten, ihn zu vergessen.

José-Luis Carreño Etxeandía wurde am 23. Oktober 1905 in Bilbao, Spanien, geboren. Nachdem er im zarten Alter von acht Jahren seine Mutter verloren hatte, wurde er im salesianischen Haus von Santander aufgenommen. 1917, im Alter von zwölf Jahren, trat er in das Aspirantat von Campello ein. Er erinnerte sich, dass zu jener Zeit „nicht viel über Don Bosco gesprochen wurde... Aber für uns war ein Don Binelli ein Don Bosco, ganz zu schweigen von Don Rinaldi, damals Generalpräfekt, dessen Besuche uns ein übernatürliches Gefühl hinterließen, wie wenn die Boten Jahwes das Zelt Abrahams besuchten“.

Nach dem Noviziat und Postnoviziat absolvierte er sein Praktikum als Assistent der Novizen. Er muss ein brillanter Kleriker gewesen sein, denn Don Pedro Escursell schrieb über ihn an den Generaloberen: „Ich spreche gerade jetzt mit einem der vorbildlichen Kleriker dieses Hauses. Er ist ein Assistent in der Ausbildung des Personals dieser Provinz; er sagt mir, dass er seit langem bittet, in die Missionen geschickt zu werden, und dass er aufgehört hat, darum zu bitten, weil er keine Antwort erhält. Er ist ein junger Mann von großem intellektuellem und moralischem Wert“.

Am Vorabend seiner Priesterweihe im Jahr 1932 schrieb der junge José-Luis direkt an den Generaloberen und bot sich für die Missionen an. Das Angebot wurde angenommen, und er wurde nach Indien geschickt, wo er 1933 in Mumbai landete. Nur ein Jahr später, als die Provinz Südindien errichtet wurde, wurde er zum Novizenmeister in Tirupattur ernannt: Er war gerade 28 Jahre alt. Mit seinen außergewöhnlichen Qualitäten des Geistes und des Herzens wurde er schnell zur Seele des Hauses und hinterließ einen tiefen Eindruck bei seinen Novizen. „Er gewann uns mit seinem väterlichen Herzen“, schreibt einer von ihnen, Erzbischof Hubert D’Rosario von Shillong.

Don Joseph Vaz, ein weiterer Novize, erzählte oft, wie Carreño bemerkte, dass er während einer Konferenz vor Kälte zitterte. „Warte einen Moment, hombre“, sagte der Novizenmeister und ging hinaus. Kurz darauf kam er mit einem blauen Pullover zurück, den er Joe übergab. Joe bemerkte, dass der Pullover seltsam warm war. Dann erinnerte er sich, dass sein Meister unter der Soutane etwas Blaues trug... das jetzt fehlte. Carreño hatte ihm seinen eigenen Pullover gegeben.

1942, als die britische Regierung in Indien alle Ausländer aus Ländern, die mit Großbritannien im Krieg standen, internierte, wurde Carreño als Bürger eines neutralen Landes nicht belästigt. 1943 erhielt er eine Nachricht über Radio Vatikan: Er sollte den Platz von Don Eligio Cinato, dem Provinzial der Provinz Südindien, der ebenfalls interniert war, einnehmen. Zur gleichen Zeit lud der salesianische Erzbischof Louis Mathias von Madras-Mylapore ihn ein, sein Generalvikar zu sein.

1945 wurde er offiziell zum Provinzial ernannt – ein Amt, das er von 1945 bis 1951 innehatte. Einer seiner allerersten Akte war die Weihe der Provinz an das Heilige Herz Jesu. Viele Salesianer waren davon überzeugt, dass das außergewöhnliche Wachstum der Südprovinz auf diese Geste zurückzuführen war. Unter der Leitung von Don Carreño verdoppelten sich die salesianischen Werke. Eine seiner weitsichtigsten Handlungen war die Gründung eines Universitätskollegs im abgelegenen und armen Dorf Tirupattur. Das Sacred Heart College sollte schließlich den gesamten Distrikt verwandeln.

Carreño war auch der Hauptarchitekt der „Indisierung“ des salesianischen Gesichts in Indien, indem er von Anfang an nach lokalen Berufungen suchte, anstatt sich ausschließlich auf ausländische Missionare zu verlassen. Eine Wahl, die sich als providentiell erwies: Zunächst, weil der Strom ausländischer Missionare während des Krieges versiegte; dann, weil das unabhängige Indien beschloss, keine Visa mehr für neue ausländische Missionare zu erteilen. „Wenn es heute mehr als zweitausend Salesianer in Indien gibt, ist das Verdienst dieses Wachstums den von Don Carreño eingeleiteten Politiken

zuzuschreiben“, schreibt Don Thekkedath in seiner Geschichte der Salesianer in Indien.

Don Carreño, wie gesagt, war nicht nur Provinzial, sondern auch Vikar von Msgr. Mathias. Diese beiden großen Männer, die sich zutiefst schätzten, waren jedoch sehr unterschiedlich im Temperament. Der Erzbischof befürwortete strenge disziplinarische Maßnahmen gegenüber Mitbrüdern in Schwierigkeiten, während Don Carreño mildere Verfahren bevorzugte. Der außerordentliche Visitor, Don Albino Fedrigotti, schien dem Erzbischof recht zu geben, indem er Don Carreño als „einen hervorragenden Ordensmann, einen Mann mit einem großen Herzen“ beschrieb, aber auch als „ein bisschen zu sehr Dichter“.

Es gab auch den Vorwurf, er sei ein schlechter Verwalter, aber es ist bezeichnend, dass eine Figur wie Don Aurelio Maschio, großer Prokurator und Architekt der salesianischen Werke in Mumbai, diesen Vorwurf entschieden zurückwies. In Wirklichkeit war Don Carreño ein Innovator und Visionär. Einige seiner Ideen – wie die Einbeziehung nicht-salesianischer Freiwilliger für einen Dienst von einigen Jahren – wurden damals mit Misstrauen betrachtet, sind heute aber weitgehend akzeptiert und werden aktiv gefördert.

1951, am Ende seiner offiziellen Amtszeit als Provinzial, wurde Carreño gebeten, nach Spanien zurückzukehren, um sich um die Salesianischen Mitarbeiter zu kümmern. Dies war nicht der wahre Grund für seine Abreise nach achtzehn Jahren in Indien, aber Carreño nahm es gelassen an, wenn auch nicht ohne Schmerz.

1952 wurde er stattdessen gebeten, nach Goa zu gehen, wo er bis 1960 blieb. „Goa war Liebe auf den ersten Blick“, schrieb er in *Urdimbre en el telar*. Goa seinerseits nahm ihn ins Herz. Er setzte die Tradition der Salesianer fort, die als geistliche Leiter und Beichtväter des Diözesanklerus dienten, und war sogar Patron der Vereinigung der Schriftsteller in Konkani. Vor allem aber regierte er die Gemeinschaft von Don Bosco Panjim mit Liebe, kümmerte sich mit außergewöhnlicher Vaterschaft um die vielen armen Jungen und widmete sich erneut

aktiv der Suche nach Berufungen zum salesianischen Leben. Die ersten Salesianer von Goa – Menschen wie Thomas Fernandes, Elias Diaz und Romulo Noronha – erzählten mit Tränen in den Augen, wie Carreño und andere vom Goa Medical College, gleich neben dem salesianischen Haus, kamen, um Blut zu spenden und so ein paar Rupien zu bekommen, um Lebensmittel und andere Güter für die Jungen zu kaufen.

1961 fanden die indische Militäraktion und die Annexion von Goa statt. Zu diesem Zeitpunkt war Don Carreño in Spanien und konnte nicht in das geliebte Land zurückkehren. 1962 wurde er als Novizenmeister auf die Philippinen geschickt. Er begleitete nur drei Gruppen von Novizen, weil er 1965 um die Rückkehr nach Spanien bat. Der Grund für seine Entscheidung war eine ernsthafte Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und den salesianischen Missionaren aus China, insbesondere mit Don Carlo Braga, dem Oberen der Visitatorie. Carreño lehnte die Politik, junge philippinische Salesianer kurz nach ihrer Profess nach Hongkong zum Philosophiestudium zu schicken, entschieden ab. Wie es geschah, akzeptierten die Oberen schließlich den Vorschlag, die jungen Salesianer auf den Philippinen zu behalten, aber zu diesem Zeitpunkt war Carreños Bitte um Rückkehr bereits bewilligt worden.

Don Carreño verbrachte nur vier Jahre auf den Philippinen, aber auch hier hinterließ er, wie in Indien, einen unauslöschlichen Eindruck, „einen unermesslichen und entscheidenden Beitrag zur salesianischen Präsenz auf den Philippinen“, so die Worte des salesianischen Historikers Nestor Impelido.

Nach seiner Rückkehr nach Spanien arbeitete er mit den Missionsprokuren von Madrid und New Rochelle zusammen und animierte die iberischen Provinzen. Viele in Spanien erinnern sich noch an den alten Missionar, der die salesianischen Häuser besuchte und die Jugendlichen mit seinem missionarischen Enthusiasmus, seinen Liedern und seiner Musik ansteckte.

Aber in seiner schöpferischen Fantasie nahm ein neues Projekt

Gestalt an. Carreño widmete sich von ganzem Herzen dem Traum, ein Pueblo Misionero mit zwei Zielen zu gründen: junge Missionare – meist aus Osteuropa – für Lateinamerika vorzubereiten; einen Zufluchtsort für „pensionierte“ Missionare wie ihn anzubieten, die auch als Ausbilder dienen könnten. Nach einem langen und schmerzhaften Briefwechsel mit den Oberen nahm das Projekt schließlich im Hogar del Misionero in Alzuza, wenige Kilometer von Pamplona entfernt, Gestalt an. Die missionarische Berufungskomponente kam nie richtig in Gang, und nur sehr wenige ältere Missionare schlossen sich Carreño tatsächlich an. Sein Hauptapostolat in diesen letzten Jahren blieb das der Feder. Er hinterließ mehr als dreißig Bücher, darunter fünf, die dem Heiligen Grabtuch gewidmet waren, dem er besonders ergeben war.

Don José-Luis Carreño starb 1986 in Pamplona im Alter von 81 Jahren. Trotz der Höhen und Tiefen seines Lebens konnte dieser große Liebhaber des Heiligen Herzens Jesu im goldenen Jubiläum seiner Priesterweihe sagen: „Wenn vor fünfzig Jahren mein Motto als junger Priester ‚Christus ist alles‘ war, würde ich es heute, alt und überwältigt von seiner Liebe, in goldenen Buchstaben schreiben, denn in Wirklichkeit IST CHRISTUS ALLES“.

Don Ivo COELHO, sdb

Der Baum

Ein Mann hatte vier Kinder. Er wollte, dass seine Kinder lernen, nicht so schnell zu urteilen. Deshalb lud er jedes von ihnen zu einem Ausflug ein, um sich einen Baum anzusehen, der an einem weit entfernten Ort gepflanzt worden war. Er schickte sie nacheinander los, im Abstand von drei Monaten. Die Kinder gehorchten.

Als das letzte zurückkehrte, versammelte er sie und bat sie zu beschreiben, was sie gesehen hatten.

Der erste Sohn sagte, der Baum sei hässlich, verdreht und verbogen.

Der zweite Sohn hingegen sagte, dass der Baum mit grünen Knospen bedeckt sei und Leben verspreche.

Der dritte Sohn war anderer Meinung. Er sagte, er sei mit Blumen bedeckt, die so süß dufteten und so schön waren, dass er sagte, sie seien das Schönste, was er je gesehen habe.

Der letzte Sohn war anderer Meinung als die anderen. Er sagte, der Baum sei voller Früchte, Leben und Reichtum.

Daraufhin erklärte der Mann seinen Söhnen, dass alle Antworten richtig waren, da jeder von ihnen nur eine Saison des Lebens des Baumes gesehen hatte.

Er sagte, dass man einen Baum oder einen Menschen nicht nach einer einzigen Jahreszeit beurteilen kann und dass ihr Wesen, die Freude, das Vergnügen und die Liebe, die aus diesem Leben kommen, erst am Ende gemessen werden können, wenn alle Jahreszeiten abgeschlossen sind.

Wenn der Frühling vergeht, sterben alle Blumen, aber wenn er zurückkehrt, lächeln sie glücklich. In meinen Augen vergeht alles, auf meinem Kopf wird alles weiß.

Aber glauben Sie nie, dass in der Agonie des Frühlings alle Blumen sterben, denn gerade letzte Nacht blühte ein Pfirsichzweig.

(anonym aus Vietnam)

Lassen Sie nicht zu, dass der Schmerz einer Jahreszeit die Freude über das, was später kommt, zerstört.

Beurteilen Sie Ihr Leben nicht in einer schwierigen Zeit. Halten Sie die Schwierigkeiten durch, und sicher werden bessere Zeiten kommen, wenn Sie es am wenigsten erwarten! Leben Sie jede Ihrer Jahreszeiten mit Freude und der Kraft der Hoffnung.

Der zehnte Hügel (1864)

Der Traum vom „Zehnten Hügel“, den Don Bosco im Oktober 1864 erzählte, ist eine der eindrucksvollsten Seiten der salesianischen Tradition. Darin findet sich der Heilige in einem unermesslichen Tal voller junger Menschen wieder: einige bereits im Oratorium, andere noch zu treffen. Geleitet von einer geheimnisvollen Stimme, muss er sie über eine steile Böschung und dann durch zehn Hügel, Symbol der zehn Gebote, zu einem Licht führen, das das Paradies vorwegnimmt. Der Wagen der Unschuld, die Bußscharen und die himmlische Musik zeichnen ein pädagogisches Fresko: Sie zeigen die Mühe, die Reinheit zu bewahren, den Wert der Reue und die unersetzliche Rolle der Erzieher. Mit dieser prophetischen Vision nimmt Don Bosco die weltweite Ausbreitung seines Werkes und das Engagement vorweg, jeden jungen Menschen auf dem Weg der Erlösung zu begleiten.

D. Bosco hatte in der vorangegangenen Nacht geträumt. Zur gleichen Zeit kam ein junger Mann namens C... E... aus Casal Monferrato denselben Traum, in dem er sich scheinbar mit D. Bosco befand und mit ihm sprach. Als er aufstand, war er so beeindruckt, dass er seinem Professor von dem Traum erzählte, der ihn drängte, zu gehen und D. Bosco davon zu erzählen. Der junge Mann ging sofort hin und begegnete ihm, als er die Treppe herunterkam, auf der Suche nach ihm und erzählte ihm dasselbe.

So kam es D. Bosco vor, dass er sich in einem riesigen Tal befand, das voll von Tausenden und Abertausenden von Jugendlichen war, aber so viele, dass er nicht glaubte, so viele auf der ganzen Welt finden zu können. Unter diesen jungen Männern unterschied er alle, die im Haus waren und sind. Alle anderen waren diejenigen, die später kommen würden. Unter die jungen Leute mischten sich auch die Priester und

Kleriker des Hauses.

Ein sehr hoher Abhang schloss das Tal auf einer Seite ab. Während D. Bosco überlegte, welches Haus er aus so vielen jungen Männern machen sollte, sagte *eine Stimme* zu ihm:

– Siehst du diesen Abhang? Nun, du und deine jungen Männer müssen auf die Spitze klettern.

Dann gab D. Bosco allen jungen Leuten den Befehl, sich zu dem angegebenen Punkt zu begeben. Die Jugendlichen setzten sich in Bewegung und kletterten im Eiltempo den Abhang hinauf. Die Priester des Hauses rannten ebenfalls nach oben, schoben die jungen Männer vorwärts, hoben diejenigen auf, die fielen, und trugen diejenigen auf den Schultern, die müde waren und nicht mehr laufen konnten. D. Rua, der die Ärmel seines Gewandes hochgekrempeelt hatte, arbeitete härter als alle anderen, und indem er die jungen Männer zu zweit nahm, warf er sie sogar am Abhang in die Luft, worauf sie fielen und stehen blieben, und dann fröhlich hin und her liefen. D. Cagliero und D. Francesca liefen in den Reihen auf und ab und schrien:

– Mut, vorwärts, vorwärts, Mut.

Nach einer Weile erreichten die jungen Leute die Spitze des Abhangs. Bosco war auch hinaufgeklettert und sagte:

– Und was sollen wir jetzt tun?

Und die *Stimme* fügte hinzu:

– Du musst mit deinen jungen Männern diese zehn Hügel überqueren, die du nacheinander vor euch ausgebreitet siehst.

– Aber wie sollen so viele junge Leute, die so klein und zart sind, eine so lange Reise aushalten?

– Diejenigen, die nicht auf ihren eigenen Füßen gehen können, werden getragen werden, wurde ihm geantwortet.

Und siehe da, an einem Ende des Hügels erschien ein prächtiger Wagen und stieg hinauf. Es ist unmöglich, ihn zu beschreiben, so schön war er, aber etwas kann man doch sagen. Er war dreieckig und hatte drei Räder, die sich in alle Richtungen bewegten. Von den drei Ecken gingen drei Stangen aus, die an einem Punkt über dem Wagen selbst zusammenliefen

und eine Spitze einer Laube bildeten. An diesem Verbindungspunkt erhob sich ein prächtiges Banner, auf dem in großen Buchstaben geschrieben stand: *Innocentia*. Um den Wagen herum verlief eine Schärpe, die eine Bank bildete und die Inschrift trug: *Adjutorio Dei Altissimi Patris et Filii et Spiritus Sancti* (Im Schutz des Höchsten Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes).

Der Wagen, der mit Gold und Edelsteinen geschmückt war, fuhr vor und blieb inmitten der jungen Leute stehen. Auf das Kommando hin stiegen viele kleine Jungen auf den Wagen. Es waren 500. Fünfhundert inmitten von so vielen Tausenden von Jugendlichen waren noch unschuldig.

Nachdem er sie auf den Wagen gesetzt hatte, überlegte D. Bosco, welchen Weg er einschlagen sollte, als er sah, dass sich vor ihm ein breiter und einfacher Weg auftat, der aber mit Dornen übersät war. Plötzlich tauchten sechs junge Männer auf, die bereits im Oratorium gestorben waren. Sie waren weiß gekleidet und trugen eine weitere schöne Fahne, auf der geschrieben stand: *Poenitentia*. Sie gingen hin und stellten sich an die Spitze all jener Mengen junger Männer, die sich auf den Weg machen sollten. Dann wurde das Signal zum Aufbruch gegeben. Viele Priester eilten an das Steuer des Wagens, der sich, von ihnen gezogen, in Bewegung setzte. Die sechs Weißgekleideten folgten. Hinter ihnen die ganze übrige Schar. Mit prächtiger und unaussprechlicher Musik wird das *Laudate pueri Dominum* (Lobt Gott, ihr Kleinen, Ps 113,1) von den jungen Männern auf dem Wagen angestimmt.

D. Bosco war von dieser himmlischen Musik berauscht, als er sich daran erinnerte, sich umzudrehen, um zu sehen, ob alle Jugendlichen ihm gefolgt waren. Aber oh schmerzlicher Anblick! Viele waren im Tal geblieben, viele hatten sich umgedreht. Don Bosco, der von unaussprechlichem Schmerz erschüttert war, beschloss, den Weg, den er gekommen war, wieder zurückzugehen, um zu versuchen, die entmutigten jungen Männer zu überzeugen und ihnen zu helfen, ihm zu folgen. Aber das wurde ihm strikt untersagt.

– Aber diese armen Kleinen verirren sich: – rief

er aus.

Und man antwortete ihm:

– Pech für sie: Sie wurden gerufen wie die anderen und wollten dir nicht folgen. Den Weg, den sie gehen sollten, haben sie gesehen, und das ist genug.

D. Bosco wollte antworten, er betete, er flehte: Alles ist zwecklos:

– Gehorsam ist auch für dich! – wurde ihm gesagt. Und er musste seinen Weg fortsetzen.

Dieser Schmerz war noch nicht abgeklungen, als sich ein weiterer trauriger Vorfall ereignete. Viele der jungen Männer, die sich auf dem Wagen befanden, waren nach und nach zu Boden gefallen. Von 500 blieben kaum 150 unter dem Banner der Unschuld.

D. Boscos Herz zersprang vor unerträglichem Kummer. Er hoffte, dass es ein Traum war, bemühte sich, aufzuwachen, musste aber feststellen, dass es eine schreckliche Realität war. Er klatschte in die Hände und hörte, wie sie klangen; er stöhnte und hörte, wie sein Stöhnen im Zimmer widerhallte; er wollte dieses schreckliche Gespenst vertreiben, aber er konnte es nicht.

– Ach, meine lieben jungen Männer! rief er an dieser Stelle aus und erzählte den Traum. Ich habe diejenigen gekannt und gesehen, die im Tal geblieben sind, diejenigen, die umkehrten oder vom Wagen fielen! Ich habe euch alle gekannt. Aber zweifelt nicht, ich werde alles tun, um euch zu retten. Viele von euch, die ich zum Bekenntnis aufgefordert habe, sind dem Ruf nicht gefolgt! Um Gottes Willen, rettet eure Seelen.

Viele der jungen Männer, die vom Wagen gefallen waren, gingen von Hand zu Hand, um sich in die Reihen derer einzureihen, die hinter der zweiten Fahne gingen. Die Musik des Wagens klang derweil so lieblich, dass sie nach und nach den Kummer von D. Bosco überwand. Sieben Hügel waren bereits überquert, und als sie den achten erreicht hatten, kamen sie in ein wunderschönes Dorf, wo sie eine Rast einlegten. Die Häuser waren von unbeschreiblichem Reichtum und Schönheit.

D. Bosco sprach zu den jungen Leuten in dieser Gegend und fügte hinzu:

– Ich werde euch mit der heiligen Teresa sagen, was sie über die Dinge des Paradieses gesagt hat: Es sind Dinge, die, wenn man über sie spricht, entmutigt werden, weil sie so schön sind, dass es sinnlos ist, sich die Mühe zu machen, sie zu beschreiben. So werde ich nur bemerken, dass die Türpfosten jener Häuser gleichzeitig aus Gold, Kristall und Diamant zu sein schienen, so dass sie das Auge überraschten, erfreuten und Freude verbreiteten. Die Felder waren voll von Bäumen, an denen man gleichzeitig Blumen, Knöpfe, reife und grüne Früchte sehen konnte. Es war eine herrliche Verzauberung.

Die jungen Männer verteilten sich im Dorf, die einen hier, die anderen dort, die einen für das eine, die anderen für das andere, denn ihre Neugierde und ihr Verlangen nach den Früchten war groß.

In diesem Dorf traf der junge Mann aus Casale auf D. Bosco und führte ein langes Gespräch mit ihm. D. Bosco und der junge Mann erinnerten sich genau an die gestellten Fragen und die erhaltenen Antworten – eine einzigartige Kombination von zwei Träumen.

D. Bosco erlebte hier eine weitere seltsame Überraschung. Seine jungen Männer erschienen ihm plötzlich, als wären sie alt geworden; ohne Zähne, voller Falten im Gesicht, mit weißem Haar, gebeugt, schlaff, auf ihre Stöcke gestützt. D. Bosco wunderte sich über diese Verwandlung, aber die Stimme sagte ihm:

– Du wunderst dich, aber du solltest wissen, dass es nicht nur ein paar Stunden sind, seit du das Tal verlassen hast, sondern Jahre und Jahre. Es ist die Musik, die deine Reise kurz erscheinen lässt. Sieh dir zur Probe deine Physiognomie an, und du wirst überzeugt sein, dass ich die Wahrheit sage. – Und D. Bosco wurde ein Spiegel gereicht. Er betrachtete sich im Spiegel und sah, dass er wie ein alter Mann aussah, mit einem faltigen Gesicht und schlechten und wenigen Zähnen.

In der Zwischenzeit machte sich die Gruppe wieder auf den Weg, und die jungen Männer baten von Zeit zu Zeit darum, anzuhalten und diese neuen Dinge zu sehen. Aber D. Bosco sagte ihnen:

– Geht weiter, geht weiter: Wir brauchen nichts; wir haben keinen Hunger, wir haben keinen Durst, also geht weiter.

(In der Ferne, auf dem zehnten Hügel, tauchte ein Licht auf, als käme es aus einer wunderbaren Tür). Dann begann der Gesang wieder, aber so schön, dass man ihn nur im Paradies hören und genießen kann. Es war keine Musik von Instrumenten, noch klang sie wie menschliche Stimmen. Es war eine Musik, die man nicht beschreiben kann; und die Flut des Jubels, die D. Boscos Seele überschwemmte, war so groß, dass er sich beim Aufwachen in seinem Bett befand.

D. Bosco erklärte seinen Traum so:

– Das Tal ist die Welt. Der Abhang die Hindernisse, um aus ihr auszubrechen. – Den Wagen versteht ihr. – Die Scharen junger Männer zu Fuß sind die jungen Männer, die ihre Unschuld verloren und ihre Fehler bereut haben.

D. Bosco fügte hinzu, dass die 10 Hügel die 10 Gebote des Gesetzes Gottes darstellen, deren Einhaltung zum ewigen Leben führt.

Dann kündigte er an, dass er bereit sei, einigen jungen Männern vertraulich zu sagen, was sie in diesem Traum getan hätten, ob sie im Tal geblieben oder vom Wagen gefallen seien.

Als er aus dem Bottich stieg, trat der Schüler Ferraris Antonio an ihn heran und erzählte ihm, da wir anwesend waren und seine Worte genau verstanden, wie er am Abend zuvor geträumt hatte, dass er in Begleitung seiner Mutter war, die ihn gefragt hatte, ob er an Ostern nach Hause zurückkehren würde, um dort seine Ferien zu verbringen. Er hatte ihr geantwortet, dass er vor Ostern in den Himmel kommen würde. Dann sagte er im Vertrauen noch ein paar Worte in das Ohr von D. Bosco. Ferraris Antonio starb am 16. März 1865.

Wir schrieben den Traum sofort auf und fügten am selben Abend, dem 22. Oktober 1864, am Ende folgende Notiz hinzu „Ich halte es für sicher, dass D. Bosco mit seinen Erklärungen versucht hat, das Überraschendste in dem Traum zu verschleiern, zumindest in einigen Punkten. Das mit den Zehn Geboten befriedigt mich nicht. Der achte Hügel, auf dem D. Bosco anhält und sich im Spiegel so gealtert sieht, deutet meiner Meinung nach auf das Ende seines Lebens jenseits der siebzig Jahre hin. Wir werden die Zukunft sehen“.

Diese Zukunft ist also schon Vergangenheit, und wir werden in unserer Meinung bestätigt. Der Traum wies Don Bosco auf die Dauer seines Lebens hin. Vergleichen wir ihn mit dem des Rades, das wir erst einige Jahre später erkennen konnten. Die Umdrehungen des Rades erstrecken sich über Jahrzehnte, und so scheint auch das Rad eine solche Zeitspanne zu umfassen, während es von Hügel zu Hügel wandert. Jeder der zehn Hügel steht für zehn Jahre, so dass sie schließlich hundert Jahre bedeuten, das Maximum eines Menschenlebens. Nun sehen wir D. Bosco als kleinen Jungen, im ersten Jahrzehnt, der seine Mission unter den Gefährten von Becchi beginnt und sich damit auf seine Reise begibt; er durchläuft die sieben Hügel in ihrer Gesamtheit, das heißt sieben Jahrzehnte, so dass sein Alter siebzig Jahre erreicht. Er erklimmt den achten Hügel und macht hier eine Pause: Er sieht wunderbare Häuser und Felder, das heißt seine Fromme Gesellschaft, die durch die unendliche Güte Gottes groß und fruchtbar geworden ist. Er hat noch einen weiten Weg auf dem achten Hügel vor sich und macht sich wieder auf den Weg; aber er erreicht den neunten nicht, denn er wacht auf. So überlebt er das achte Jahrzehnt nicht und stirbt im Alter von 72 Jahren und 5 Monaten.

Was soll der Leser dazu sagen? Wir fügen hinzu, dass Don Bosco uns am nächsten Abend fragte, was wir über den Traum dächten, und wir antworteten ihm, dass er nicht nur junge Menschen betreffe, sondern dass er auf die Ausbreitung der Frommen Gesellschaft in der ganzen Welt hinweise.

– Aber was? antwortete einer unserer Mitbrüder; wir haben bereits die Kollegs in Mirabello und Lanzo, und

einige weitere werden im Piemont eröffnet. Was wollt ihr noch?
– Nein, es gibt andere Schicksale, die uns der Traum ankündigt.

Und D. Bosco schloss sich lächelnd unserer Überzeugung an.

(1864, MB VII, 796-802)

Die Frauenerziehung bei Franz von Sales

Die pädagogischen Gedanken des heiligen Franz von Sales offenbaren eine tiefgründige und innovative Sichtweise auf die Rolle der Frau in der Kirche und in der Gesellschaft seiner Zeit. In der Überzeugung, dass die Frauenbildung für das moralische und spirituelle Wachstum der gesamten Gemeinschaft von grundlegender Bedeutung sei, förderte der heilige Bischof von Genf eine ausgewogene Erziehung, die die Würde der Frau respektierte, aber auch auf ihre Schwächen Rücksicht nahm. Mit einem väterlichen und realistischen Blick wusste er die Qualitäten der Frauen zu erkennen und zu schätzen und ermutigte sie, Tugend, Kultur und Frömmigkeit zu pflegen. Als Gründer der Visitantinnen mit Johanna von Chantal verteidigte er die Berufung der Frau auch gegen Kritik und Vorurteile mit Nachdruck. Seine Lehre bietet auch heute noch aktuelle Anregungen für die Erziehung, die Liebe und die Freiheit in der Lebensentscheidung.

Anlässlich seiner Reise nach Paris im Jahr 1619 traf Franz von Sales Adrien Bourdoise, einen reformorientierten Priester, der ihm vorwarf, sich zu sehr um Frauen zu kümmern. Der Bischof antwortete ihm ruhig, dass Frauen die Hälfte der Menschheit ausmachten und dass man durch

die Erziehung guter Christinnen gute junge Menschen und mit guten jungen Menschen gute Priester bekäme. Hat nicht auch der heilige Hieronymus ihnen viel Zeit und verschiedene Schriften gewidmet? Die Lektüre seiner Briefe empfiehlt Franz von Sales der Dame von Chantal, die darin unter anderem zahlreiche Hinweise „zur Erziehung ihrer Töchter“ findet. Daraus lässt sich schließen, dass die Rolle der Frauen im Bildungsbereich in seinen Augen die ihnen gewidmete Zeit und Sorgfalt rechtfertigte.

Franz von Sales und die Frauen seiner Zeit

„Man muss dem verachteten weiblichen Geschlecht helfen“, hatte der Bischof von Genf einmal zu Jean-François de Blonay gesagt. Um die Sorgen und Gedanken von Franz von Sales zu verstehen, muss man ihn in seine Zeit einordnen. Es muss gesagt werden, dass einige seiner Aussagen noch sehr stark von der damaligen Denkweise geprägt sind. An den Frauen seiner Zeit beklagte er „diese weibliche Zärtlichkeit sich selbst gegenüber“, die Leichtigkeit, „sich selbst zu bemitleiden und bemitleidet werden zu wollen“, eine größere Neigung als Männer, „Träumen Glauben zu schenken, Angst vor Geistern zu haben und leichtgläubig und abergläubisch zu sein“, und vor allem die „Verstrickungen ihrer eitlen Gedanken“. Unter den Ratschlägen, die er der Dame von Chantal zur Erziehung ihrer Töchter gab, schrieb er ohne zu zögern: „Nehmen Sie ihnen die Eitelkeit aus der Seele: Sie entsteht fast gleichzeitig mit dem Geschlecht“.

Dennoch sind Frauen mit großen Qualitäten ausgestattet. Über die Dame von La Fléchère, die gerade ihren Mann verloren hatte, schrieb er: „Hätte ich nur dieses eine perfekte Schaf in meiner Herde, würde ich mich nicht darüber grämen, Hirte dieser bedrängten Diözese zu sein. Nach der Dame von Chantal habe ich wohl nie eine stärkere Seele in einem weiblichen Körper, einen vernünftigeren Geist und eine aufrichtigere Demut gefunden“. Frauen stehen in der Ausübung der Tugenden keineswegs an letzter Stelle: „Haben wir nicht viele große Theologen gesehen, die wunderbare Dinge über die

Tugenden gesagt haben, aber nicht, um sie zu praktizieren, während es im Gegenteil so viele heilige Frauen gibt, die nicht über Tugenden sprechen können, aber dennoch sehr gut wissen, wie man sie praktiziert?“.

Verheiratete Frauen sind am meisten bewundernswert: „Oh mein Gott! Wie sehr gefallen Gott die Tugenden einer verheirateten Frau; denn sie müssen stark und hervorragend sein, um in dieser Berufung bestehen zu können!“. Im Kampf um die Bewahrung der Keuschheit war er der Meinung, dass „Frauen oft mutiger gekämpft haben als Männer“.

Als Gründer einer Frauengemeinschaft zusammen mit Johanna von Chantal stand er in ständigem Kontakt mit den ersten Ordensfrauen. Neben Lob hagelte es auch Kritik. In diese Schützengräben gedrängt, musste der Gründer sich verteidigen und sie verteidigen, nicht nur als Ordensfrauen, sondern auch als Frauen. In einem Dokument, das als Vorwort zu den Konstitutionen der Visitantinnen dienen sollte, finden wir die polemische Ader, die er an den Tag legen konnte, wobei er sich nicht mehr gegen „Häresiarchen“, sondern gegen böswillige und ignorante „Zensoren“ richtete:

Die Überheblichkeit und unangebrachte Arroganz vieler Kinder dieses Jahrhunderts, die alles, was nicht ihrem Geist entspricht, offen kritisieren [...], gibt mir Anlass, ja zwingt mich sogar, dieses Vorwort zu verfassen, meine lieben Schwestern, um eure heilige Berufung gegen die giftigen Pfeile ihrer Zungen zu verteidigen, damit die guten und frommen Seelen, die zweifellos mit eurem liebenswerten und ehrwürdigen Institut verbunden sind, hier finden, wie sie die Pfeile abwehren können, die von der Kühnheit dieser seltsamen und unverschämten Zensoren abgeschossen werden.

Da er vielleicht ahnte, dass eine solche Einleitung der Sache schaden könnte, verfasste der Gründer des Ordens von der Heimsuchung eine zweite, abgeschwächte Ausgabe, um die grundlegende Gleichheit der Geschlechter hervorzuheben. Nachdem er die Genesis zitiert hatte, fügte er diesmal

folgenden Kommentar hinzu: „Die Frau hat also nicht weniger als der Mann die Gnade, nach dem Bild Gottes geschaffen worden zu sein; beide Geschlechter sind gleichwertig; ihre Tugenden sind gleich“.

Die Erziehung der Töchter

Der Feind der wahren Liebe ist die „Eitelkeit“. Dies war der Fehler, den Franz von Sales, wie übrigens auch die Moralisten und Pädagogen seiner Zeit, in der Erziehung junger Frauen am meisten fürchtete. Er weist auf mehrere Erscheinungsformen hin. Seht euch „diese jungen Damen der Gesellschaft an, die sich gut eingerichtet haben und voller Stolz und Eitelkeit mit hoch erhobenem Kopf und offenen Augen umhergehen, begierig, von den Weltmenschen bemerkt zu werden“.

Der Bischof von Genf amüsiert sich ein wenig darüber, diese „Gesellschaftsfrauen“ zu verspotten, die „weit ausgestellte, gepuderte Hüte tragen“, deren Köpfe „wie die Hufe von Pferden beschlagen“ sind, alle „mit Federn und Blumen geschmückt, wie man es nicht beschreiben kann“, und „mit Rüschen überladen“. Es gibt solche, die „Kleider tragen, die sie einengen und ihnen sehr unangenehm sind, nur um zu zeigen, dass sie schlank sind“; das ist eine echte „Torheit, die sie meist unfähig macht, irgendetwas zu tun“.

Was soll man dann von bestimmten künstlichen Schönheiten halten, die zu „*Boutiquen* der Eitelkeit“ geworden sind? Franz von Sales bevorzugt ein „klares und reines Gesicht“ und wünscht sich, „dass nichts gekünstelt ist, denn alles, was geschminkt ist, missfällt“. Muss man also jede „Kunstfertigkeit“ verurteilen? Er räumt gerne ein, dass „im Falle eines natürlichen Mangels dieser so korrigiert werden muss, dass die Korrektur sichtbar ist, aber ohne jede Kunstfertigkeit“.

Und Parfüm? fragte sich der Prediger, als er von der Magdalena sprach. „Es ist etwas Ausgezeichnetes“, antwortete er, „auch derjenige, der parfümiert ist, nimmt etwas Ausgezeichnetes wahr“; und als guter Kenner fügte er

hinzu, dass „der Moschus aus Spanien in der Welt sehr geschätzt wird“. Im Kapitel über die „Anständigkeit der Kleidung“ erlaubt er jungen Frauen Kleider mit verschiedenen Verzierungen, „damit sie frei danach streben können, vielen zu gefallen, aber mit dem einzigen Ziel, einen jungen Mann im Hinblick auf eine heilige Ehe zu gewinnen“. Er schloss mit dieser nachsichtigen Bemerkung: „Was wollt ihr? Es ist doch angebracht, dass junge Damen ein wenig hübsch sind“.

Es sollte hinzugefügt werden, dass ihn die Lektüre der Bibel darauf vorbereitet hatte, sich der weiblichen Schönheit nicht zu verschließen. Im *Hohelied* bewunderte er „die bemerkenswerte Schönheit ihres Gesichts, das einem *Blumenstrauß* glich“. Er beschreibt Jakob, der Rahel am Brunnen begegnete und „Tränen der Freude vergoss, als er eine Jungfrau sah, die ihm gefiel und ihn durch die Anmut ihres Gesichts verzauberte“. Er erzählte auch gerne die Geschichte der heiligen Brigitta, die in Schottland geboren wurde, einem Land, in dem „die schönsten Geschöpfe, die man sehen kann“, bewundert werden; sie war „eine überaus anmutige junge Frau“, aber ihre Schönheit war „natürlich“, wie unser Autor präzisiert.

Das Ideal der salesianischen Schönheit heißt „gute Anmut“, was nicht nur „die vollkommene Harmonie der Teile, die das Schöne ausmachen“ bezeichnet, sondern auch die „Anmut der Bewegungen, Gesten und Handlungen, die wie die Seele des Lebens und der Schönheit“ ist, also die Güte des Herzens. Anmut erfordert „Einfachheit und Bescheidenheit“. Nun ist Anmut eine Vollkommenheit, die aus dem Innersten des Menschen kommt. Es ist die Schönheit in Verbindung mit der Anmut, die Rebecca zum weiblichen Ideal der Bibel macht: Sie war „so schön und anmutig an dem Brunnen, wo sie Wasser schöpfte, um die Herde zu tränken“, und ihre „vertraute Güte“ inspirierte sie außerdem, nicht nur Abrahams Diener zu tränken, sondern auch seine Kamele.

Bildung und Vorbereitung auf das Leben

Zur Zeit des heiligen Franz von Sales hatten

Frauen nur wenige Möglichkeiten, eine höhere Bildung zu erlangen. Mädchen lernten, was sie von ihren Brüdern hörten, und wenn es die Familie sich leisten konnte, besuchten sie ein Kloster. Lesen war sicherlich häufiger als Schreiben. Die Internate waren Jungen vorbehalten, sodass Mädchen das Erlernen der Kultursprache Latein praktisch verwehrt war.

Man muss davon ausgehen, dass Franz von Sales nicht dagegen war, dass Frauen gebildet wurden, aber unter der Voraussetzung, dass sie nicht in Pedanterie und Eitelkeit verfielen. Er bewunderte die heilige Katharina, die „sehr gelehrt, aber in ihrer großen Wissenschaft demütig“ war. Unter den Gesprächspartnerinnen des Bischofs von Genf war die Dame von La Fléchère, die Latein, Italienisch, Spanisch und Bildende Kunst studiert hatte, aber sie war eine Ausnahme.

Um ihren Platz im Leben zu finden, sowohl im sozialen als auch im religiösen Bereich, brauchten junge Frauen zu einer bestimmten Zeit oft besondere Hilfe. Georges Rolland berichtet, dass sich der Bischof persönlich um mehrere schwierige Fälle kümmerte. Eine Frau aus Genf mit drei Töchtern wurde vom Bischof großzügig „mit Geld und Krediten“ unterstützt; „er vermittelte einer der Töchter eine Lehrstelle bei einer ehrbaren Dame der Stadt und bezahlte ihr sechs Jahre lang die Unterkunft in Form von Getreide und Geld“. Er spendete auch 500 Gulden für die Hochzeit der Tochter eines Genfer Druckers.

Die religiöse Intoleranz der Zeit führte manchmal zu Dramen, denen Franz von Sales Abhilfe zu schaffen versuchte. Marie-Judith Gilbert, die von ihren Eltern in Paris in den „Irrtümern Calvins“ erzogen worden war, entdeckte mit neunzehn Jahren das Buch „*Philothea*“, das sie nur heimlich zu lesen wagte. Sie fand Gefallen an dem Autor, von dem sie gehört hatte. Unter strenger Aufsicht ihres Vaters und ihrer Mutter gelang es ihr, sich in einer Kutsche abholen zu lassen, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen und in den Orden der Heimsuchung einzutreten.

Die soziale Rolle der Frauen war noch recht begrenzt. Franz von Sales war nicht gänzlich gegen die

Mitwirkung von Frauen im öffentlichen Leben. So schrieb er beispielsweise an eine Frau, die sich in der Öffentlichkeit zu Wort meldete, ob angebracht oder unangebracht:

Ihr Geschlecht und Ihre Berufung erlauben es Ihnen, das äußere Böse zu unterdrücken, aber nur, wenn dies vom Guten inspiriert ist und mit einfachen, demütigen und barmherzigen Vorwürfen gegenüber den Übertretern und, soweit möglich, mit einer Warnung an die Vorgesetzten geschieht.

Bezeichnenderweise bewunderte eine Zeitgenossin von Franz von Sales, die Mademoiselle de Gournay, eine Vordenkerin des Feminismus, Intellektuelle und Autorin polemischer Texte wie ihrer Abhandlung *Die Gleichheit von Männern und Frauen* und *Die Klage der Frauen*, ihn sehr. Sie setzte sich ihr ganzes Leben lang für diese Gleichheit ein und sammelte alle möglichen Zeugnisse dazu, ohne das des „guten und heiligen Bischofs von Genf“ zu vergessen.

Erziehung zur Liebe

Franz von Sales sprach viel über die Liebe Gottes, aber er achtete auch sehr auf die Ausdrucksformen der menschlichen Liebe. Für ihn war die Liebe eine einzige, auch wenn ihr „Gegenstand“ unterschiedlich und ungleich war. Um die Liebe Gottes zu erklären, konnte er nichts Besseres tun, als von der menschlichen Liebe auszugehen.

Die Liebe entsteht aus der Betrachtung des Schönen, und das Schöne lässt sich mit den Sinnen, vor allem mit den Augen, wahrnehmen. Es entsteht ein Wechselspiel zwischen dem Blick und der Schönheit: „Die Betrachtung der Schönheit lässt uns sie lieben, und die Liebe lässt uns sie betrachten“. Der Geruchssinn reagiert auf die gleiche Weise; denn „die Düfte üben ihre einzige Anziehungskraft durch ihre Lieblichkeit aus“.

Nach dem Eingreifen der äußeren Sinne treten die inneren Sinne, die Fantasie und die Vorstellungskraft in Erscheinung, die die Realität verherrlichen und verklären: „Durch diese wechselseitige Bewegung der Liebe zum Sehen und

des Sehens zur Liebe wird, so wie die Liebe die Schönheit des Geliebten strahlender macht, auch die Liebe durch den Anblick des Geliebten verliebter und angenehmer“. Man versteht dann, warum „diejenigen, die Cupido gemalt haben, ihm die Augen verbunden haben und behaupten, dass die Liebe blind ist“. An diesem Punkt kommt die leidenschaftliche Liebe hinzu: Sie „strebt nach Dialog, und der Dialog nährt und verstärkt oft die Liebe“; außerdem „sehnt sie sich nach Geheimnissen, und wenn die Verliebten keine Geheimnisse mehr haben, die sie sich anvertrauen können, finden sie manchmal Gefallen daran, sich diese heimlich zu offenbaren“; und schließlich verleitet sie dazu, „Worte auszusprechen, die sicherlich lächerlich wären, wenn sie nicht aus einem leidenschaftlichen Herzen kämen“.

Nun ist diese Liebe-Leidenschaft, die sich vielleicht nur auf „Liebesflirts“ oder „Galanterien“ beschränkt, verschiedenen Wechselfällen ausgesetzt, so dass der Autor der *Philothea* sich veranlasst sieht, mit einer Reihe von Überlegungen und Warnungen zu „leichtfertigen Freundschaften zwischen Personen unterschiedlichen Geschlechts ohne Heiratsabsicht“ einzugreifen. Oft sind sie nichts anderes als „Abtreibungen oder besser gesagt Scheinfreundschaften“.

Franz von Sales äußerte sich auch zum Thema Küsse und fragte sich beispielsweise zusammen mit den alten Kommentatoren, warum Rahel Jakob erlaubt hatte, sie zu umarmen. Er erklärt, dass es zwei Arten von Küssen gibt: einen bösen und einen guten. Küsse, die junge Menschen leichtfertig austauschen und die anfangs nicht böse sind, können aufgrund der menschlichen Schwäche später böse werden. Aber ein Kuss kann auch gut sein. An bestimmten Orten ist er durch die Sitte gewollt. „Unser Jakob umarmt seine Rahel ganz unschuldig; Rahel nimmt diesen Höflichkeitskuss von diesem Mann mit gutem Charakter und reinem Gesicht an“. „Oh!“, schloss Franz von Sales, „gebt mir Menschen, die die Unschuld Jakobs und Rachels haben, und ich werde ihnen erlauben, sich zu küssen“.

In der ebenfalls aktuellen Frage des Tanzes vermied der Bischof von Genf absolute Gebote, wie sie die strengen Katholiken und Protestanten seiner Zeit vertraten,

zeigte sich jedoch sehr vorsichtig. Man warf ihm sogar vor, geschrieben zu haben, dass „Tänze und Ballspiele an sich gleichgültig sind“. Wie bestimmte Spiele werden auch sie gefährlich, wenn man sich so sehr an sie gewöhnt, dass man sich nicht mehr davon lösen kann: Tanzen „soll man zur Erholung und nicht aus Leidenschaft, für kurze Zeit und nicht bis zur Erschöpfung und Benommenheit“. Gefährlicher ist jedoch, dass diese Zeitvertreibe oft zu Anlässen werden, die „Streit, Neid, Spott und Liebesaffären“ hervorrufen.

Die Wahl der Lebensform

Als seine kleine Tochter groß wurde, kam „der Tag, an dem man mit ihr sprechen musste, ich meine, ein entscheidendes Wort zu sagen, das Wort, mit dem man jungen Frauen mitteilt, dass man sie vermählen will“. Als Mann seiner Zeit teilte Franz von Sales weitgehend die Auffassung, dass Eltern eine wichtige Aufgabe bei der Berufung ihrer Kinder zur Ehe oder zum Ordensleben zukommt. „Normalerweise wählt man sich seinen Fürsten oder Bischof, seinen Vater oder seine Mutter nicht aus, und oft auch nicht seinen Ehepartner“, stellte der Autor der *Philothea* fest. Er stellt jedoch klar, dass „Töchter nicht verheiratet werden dürfen, solange sie Nein sagen“.

Die gängige Praxis wird in diesem Abschnitt der *Philothea* gut erklärt: „Damit eine Ehe wirklich zustande kommt, sind drei Dinge erforderlich: Erstens muss der Heiratsantrag gemacht werden, zweitens muss er der Frau gefallen und drittens muss sie zustimmen“. Da Mädchen sehr oft sehr jung heirateten, ist ihre emotionale Unreife nicht verwunderlich. „Sehr jung verheiratete Mädchen lieben ihre Ehemänner wirklich, wenn sie welche haben, aber sie hören nicht auf, auch ihre Ringe, ihren Schmuck und ihre Freundinnen zu lieben, mit denen sie sich beim Spielen, Tanzen und Herumalbern köstlich amüsieren“.

Das Problem der Wahlfreiheit stellte sich auch für Kinder, die für das Ordensleben bestimmt waren. Françoïsette, die Tochter der Baronin von Chantal, sollte von

ihrer Mutter, die sie als Ordensfrau sehen wollte, in ein Kloster gegeben werden, aber der Bischof schaltete sich ein: „Wenn Françoïsette von sich aus Ordensfrau werden will, gut; wenn nicht, bin ich nicht damit einverstanden, dass ihr Wille durch Entscheidungen, die nicht die ihren sind, vorweggenommen wird“. Außerdem wäre es nicht gut, wenn die Lektüre der Briefe des heiligen Hieronymus die Mutter zu sehr auf den Weg der Strenge und Zwänge lenken würde. Deshalb rät er ihr, „Mäßigung zu üben“ und mit „sanften Anregungen“ vorzugehen.

Manche jungen Frauen zögern angesichts des Ordenslebens und der Ehe, ohne sich jemals entscheiden zu können. Franz von Sales ermutigte die zukünftige Frau de Longecombe, den Schritt zur Ehe zu wagen, die er selbst vollziehen wollte. Er habe dieses gute Werk vollbracht, sagte später der Ehemann auf die Frage seiner Frau, „die sich wünschte, durch die Hände des Bischofs getraut zu werden, und ohne dessen Anwesenheit diesen Schritt niemals hätte tun können, weil sie eine große Abneigung gegen die Ehe hatte“.

Frauen und „Frömmigkeit“

Franz von Sales, der jedem Feminismus *ante litteram* fremd war, war sich des außergewöhnlichen Beitrags der Weiblichkeit auf spiritueller Ebene bewusst. Es wurde darauf hingewiesen, dass der Autor der *Philothea* durch die Förderung der Frömmigkeit bei Frauen gleichzeitig die Möglichkeit einer größeren Autonomie, eines „weiblichen Privatlebens“, begünstigte.

Es ist nicht verwunderlich, dass Frauen eine besondere Veranlagung für „Frömmigkeit“ haben. Nachdem er eine Reihe von Lehrern und Experten aufgezählt hatte, konnte er im Vorwort zum *Theotimus* schreiben: „Damit aber bekannt werde, dass solche Schriften besser aus der Frömmigkeit der Verliebten als aus der Lehre der Weisen entstehen, hat der Heilige Geist dafür gesorgt, dass zahlreiche Frauen in dieser Hinsicht Wunder vollbracht haben. Wer hat jemals die himmlischen Leidenschaften der göttlichen Liebe besser zum Ausdruck gebracht als die heilige Katharina von Genua, die

heilige Angela von Foligno, die heilige Katharina von Siena und die heilige Mathilde?“. Der Einfluss von Chantals Mutter auf die Abfassung des *Theotimus*, insbesondere des neunten Buches, „eures neunten Buches über die *Gottesliebe*“, wie es der Autor selbst ausdrückt, ist bekannt.

Durften Frauen sich in religiöse Angelegenheiten einmischen? „Da ist also diese Frau, die sich als Theologin aufspielt“, sagt Franz von Sales über die Samariterin im Evangelium. Muss man darin unbedingt eine Missbilligung gegenüber Theologinnen sehen? Das ist nicht sicher. Zumal er mit Nachdruck bekräftigt: „Ich sage euch, dass eine einfache und arme Frau Gott genauso lieben kann wie ein Doktor der Theologie“. Überlegenheit wohnt nicht immer dort, wo man sie vermutet.

Es gibt Frauen, die Männern überlegen sind, angefangen bei der Heiligen Jungfrau. Franz von Sales respektiert stets das Prinzip der Ordnung, die durch die religiösen und zivilen Gesetze seiner Zeit festgelegt ist, zu deren Befolgung er aufruft, aber seine Praxis zeugt von einer großen geistigen Freiheit. So hielt er es für die Leitung der Frauenklöster für besser, dass sie der Jurisdiktion des Bischofs unterstanden, anstatt von ihren Ordensbrüdern abhängig zu sein, die Gefahr liefen, sie übermäßig zu belasten.

Die Visitantinnen ihrerseits sollten von keinem männlichen Orden abhängig sein und keine zentrale Leitung haben, da jedes Kloster der Jurisdiktion des örtlichen Bischofs unterstand. Er wagte es, die Schwestern der Heimsuchung, die zu einer neuen Gründung aufbrachen, mit dem unerwarteten Titel „Apostelinnen“ zu bezeichnen.

Wenn wir den Gedanken des Bischofs von Genf richtig interpretieren, besteht die kirchliche Sendung der Frauen nicht darin, das Wort Gottes zu verkünden, sondern „die Herrlichkeit Gottes“ durch die Schönheit ihres Zeugnisses. Der Psalmist betet, dass die Himmel allein durch ihren Glanz die Herrlichkeit Gottes verkünden. „Die Schönheit des Himmels und des Firmaments lädt die Menschen ein, die Größe des Schöpfers

zu bewundern und seine Wunder zu verkünden“; und „ist es nicht ein größeres Wunder, eine Seele zu sehen, die mit vielen Tugenden geschmückt ist, als einen Himmel, der mit Sternen übersät ist?“.

Der weise Mann

Kaiser Kyros der Große liebte es, sich mit einem sehr weisen Freund namens Akkad zu unterhalten.

Eines Tages, als er gerade erschöpft von einem Kriegszug gegen die Meder zurückgekehrt war, besuchte Kyros seinen alten Freund, um ein paar Tage mit ihm zu verbringen.

„Ich bin erschöpft, lieber Akkad. All diese Schlachten zehren an mir. Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen an den Ufern des Euphrat verweilen und plaudern...“.

„Aber, lieber Herr, inzwischen haben Sie die Meder besiegt, was werden Sie tun?“.

„Ich will Babylon einnehmen und es unterwerfen“.

„Und nach Babylon?“.

„Ich werde Griechenland unterwerfen.“

„Und nach Griechenland?“.

„Ich werde Rom erobern“.

„Und danach?“.

„Ich werde aufhören. Ich werde hierher zurückkehren und wir werden glückliche Tage mit freundlichen Gesprächen an den Ufern des Euphrat verbringen...“.

„Und warum, lieber Herr, mein Freund, sollen wir nicht sofort beginnen?“.

Es wird immer einen weiteren Tag geben, um „Ich habe dich lieb“ zu sagen.

Denken Sie heute an Ihre Liebsten und flüstern Sie ihnen ins Ohr, sagen Sie ihnen, wie sehr Sie sie lieben. Nehmen Sie sich

die Zeit zu sagen: „Es tut mir leid“, „Bitte hören Sie mir zu“, „Danke“.

Morgen werden Sie nicht bereuen, was Sie heute getan haben.